

LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN
FAKULTÄT FÜR GEOWISSENSCHAFTEN

BACHELORARBEIT

Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Science

Eingereicht am Department für Geographie
Lehrstuhl für Anthropogeographie mit Schwerpunkt Mensch-Umwelt-Beziehungen

URBAN GARDENING – REGIONALITÄT UND VISION
Eine qualitative Untersuchung am Beispiel Münchens

URBAN GARDENING – REGIONALITY AND VISION
A qualitative research based on the example of Munich

Verfasserin:
Johanna Stich

Betreuer:
Dr. Samuel Mössner

München, den 27.06.2016

Inhaltsverzeichnis

1. Zusammenfassung	4
2. Einleitung und Fragestellung.....	4
3. Deskriptive Darstellung.....	5
3.1. Geschichte der Gartenbewegung.....	5
3.1.1. Deutschland	5
3.1.2. München	6
4. Theoretischer Ansatz und Definitionen.....	7
4.1. Urban Gardening heute.....	7
4.2. Gartenformen und Charakteristik.....	7
4.2.1. Gemeinschaftsgarten	8
4.2.2. Krautgarten	9
4.2.3. Kleingarten	10
4.2.4. Dachgarten.....	11
5. Charakteristika und weitere Motivationen der Gärtner_innen sowie entstehende Effekte und Abhängigkeiten.....	12
5.1. Alter und Schichtzugehörigkeit der Teilnehmer_innen.....	12
5.2. Regionalität als besonderer Grund für Urban Gardening.....	12
5.3. Effekte aus Urban Gardening	13
5.4. Gründe des Trends.....	13
5.5. Visionen der Teilnehmer_innen	14
5.6. Problematiken und Abhängigkeiten	14
5.6.1. Fläche.....	14
5.6.2. Förderung.....	15
6. Methodisches Vorgehen	16
6.1. Methodologie.....	16
6.2. Methodik.....	16
6.3. Herausforderungen bei der Befragung	17
6.4. Auswertungsmethode nach MAXQDA12.....	18
6.5. Analyse mittels der kategoriengeleiteten Textanalyse	18
7. Analyse und Kategorien	19
7.1. Schichtzugehörigkeit	19
7.2. Altersgruppen	19
7.3. Gründe der Teilnahme an den unterschiedlichen Gartenformen.....	20
7.4. Regionalität als besonderer Grund für Urban Gardening.....	22
7.5. Effekte aus Urban Gardening	23
7.6. Gründe des Trends.....	24
7.7. Visionen der Teilnehmer	24
7.8. Problematiken und Abhängigkeiten	25
8. Interpretation	27
9. Diskussion	29

10. Ausblick.....	36
11. Literaturverzeichnis	37
12. Anhang.....	42

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Parzellen im Krautgarten Blumenau; eigene Aufnahme	30
Abbildung 2: Parzellen im Gemeinschaftsgarten Petuepark in Milbertshofen; eigene Aufnahme	31

1. Zusammenfassung

Gegenstand der vorliegenden Arbeit „Urban Gardening – Regionalität und Vision“ ist die Ausprägung der Gartenbewegung Urban Gardening in München. Hier wurden Forschungsergebnisse in der Landeshauptstadt gesammelt. Im Folgenden wird München als Großstadt beschrieben und es wird auf die geschichtliche Entwicklung der Gartenbewegung in Deutschland und anschließend explizit in München eingegangen. Im Anschluss werden einige aktuelle Gartenformen definiert. Der Fokus liegt insbesondere auf den Gartenformen Gemeinschaftsgarten, Krautgarten und Kleingarten. Anschließend werden Unterschiede in Hinblick auf die Gärtner_innen und ihre Motivationen beleuchtet. Auch werden Erkenntnisse über die Teilnehmer_innen und ihr Bedürfnis zum Gärtnern gewonnen. Insbesondere der Aspekt der Regionalität beim Urban Gardening und mögliche Zukunftsgedanken der Bürger_innen hinter dem Gärtnern spielt hierbei eine wichtige Rolle. Anschließend wird die Theorie als solche mit den Forschungsergebnissen des Urban Gardening in München diskutiert. Ziel dieser Arbeit ist es, aus den Forschungsergebnissen anhand einer qualitativen Untersuchung eine Hypothese aufzustellen und mögliche Anreize für weitere Forschungsarbeiten zu geben.

2. Einleitung und Fragestellung

Urban Gardening scheint derzeit in aller Munde zu sein und Zeitungen sind gefüllt mit Überschriften wie „Urban Gardening – Deutschlands neuer Gartentrend“ (Handelsblatt GmbH 2016) oder „Urban Gardening – Des Großstadtmenschen Garten“ (Ochs 2013). Bei Großstadtbewohner_innen scheint „Lust am eigenen Fleckchen Grün“ (Lauchs 2016) entfacht zu sein. In Zeiten des Überangebots und Produkten aus aller Welt zu jeder Jahreszeit berichtet die Presse vermehrt von der „[...] Sehnsucht nach regionalen Bezügen und Produkten“ (Schieritz 2016). Es wirkt wie der „[...] Ausdruck einer Gegenbewegung zur Globalisierung“ (ebd.). Doch was steckt wirklich hinter der Entwicklung und Teilnahme an dieser Erscheinung Urban Gardening? Es gilt hier in dieser Arbeit Antworten für die Forschungsfragen zu finden, inwiefern die persönlichen Einstellungen der Teilnehmer_innen je nach Gartentyp variieren oder ob vor allem die Regionalität der Lebensmittel im Zusammenhang mit dem Konsumverhalten als Motivation für Urban Gardening eine hervorgehobene Rolle spielt. Auch interessieren dabei die Gründe zur Teilnahme und Abhängigkeiten, die die Entwicklung von Urban Gardening beeinflussen, und welche soziologischen, ökologischen wie auch ökonomischen Effekte sich daraus ergeben. Genauso werden die Einschätzung des Gartentrends befragt und die Annahme, ob die Bürger_innen eine Art Vision oder Zukunftsvorstellung haben, wenn sie sich dem Gärtnern hingeben. Bei der Untersuchung lag das Augenmerk vor allem auf der Großstadt München.

3. Deskriptive Darstellung

Die bayerische Landeshauptstadt München, entwickelte sich durch das stetige Bevölkerungswachstum zur drittgrößten Stadt Deutschlands mit über 1.500.000 Einwohnern (Landeshauptstadt München 2016 a). Sie wurde 1158 gegründet und umfasst mittlerweile ein Areal von 310,71 km² (Landeshauptstadt München 2016 b).

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts ist die Bewegung des Urban Gardening, des urbanen Gärtnerns, in den Städten Europas angekommen (Müller 2011, S.22). Auch München bietet eine Vielzahl an Möglichkeiten, Urban Gardening zu betreiben.

Diese Arbeit fokussiert sich primär auf Gärten, die die beliebtesten Formen von Urban Gardening in München darstellen, nämlich Urban Gardening in Kleingärten, Krautgärten und Gemeinschaftsgärten. In München werden über hundert Kleingärten (Bürgerstiftung 2016c) gezählt, 22 Krautgartenstandorte (Bürgerstiftung München 2016b) und 23 Gemeinschaftsgärten (Bürgerstiftung München 2016a).

Anfangs wird die geschichtliche Entwicklung der Gartenbewegung dargestellt und der Begriff des Urban Gardening erläutert.

3.1. Geschichte der Gartenbewegung

3.1.1. Deutschland

Schon immer spielten Gärten im Leben der Menschen eine wichtige Rolle. Sie gelten bis heute als Oasen der Ruhe, als Orte der Erholung, der Freiheit (Farkas 1999, S. 133).

Seit dem 17. Jahrhundert wuchsen die Städte rasant, weswegen der Gartenbau wirtschaftlich immer bedeutender wurde, denn Privathaushalte pflanzten für sich wichtige Lebensmittel selbst an. Die Urbanisierung – das Bevölkerungswachstum in den Städten (Heineberg 2001, S.28) – war demnach ausschlaggebend für die Entwicklung der Gartenbewegung. Aufgrund des starken Wachstums der Bevölkerung dehnten sich die Städte aus und nahmen umliegende Regionen ein, ohne ihre Kultur zu bewahren (Farkas 1999, S. 133 f.).

Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten Gemüsegärten. Sie wurden von den Bürger_innen ärmerer Schichten betrieben, die direkt in den Städten wohnten. Vor allem in den Großstädten der Gründerzeit lies sich diese Entwicklung beobachten (Beschluss 2014, S.4). Die Städte wurden laufend dichter bebaut und somit für die Gesundheit immer bedrohlicher. Für Gärten und landwirtschaftliche Flächen war kein Platz mehr vorhanden. Somit wurden immer mehr Initiativen gegründet, die später als Kleingartenbewegung bezeichnet wurden. Dieser Aufstand der Bürger ging auf die Abschaffung der Gärten und der städtischen Landwirtschaft zugunsten der Verdichtung der Städte im 19. Jahrhundert zurück (Meyer-Renschhausen 2002, S.49). Städte wuchsen im Laufe der Industrialisierung stetig und so wurden Übergangswohneinheiten mit Gärten geschaffen, die vor allem von der Arbeiterschicht genutzt wurden (ebd., S.49; Beschluss 2014, S.2; Farkas 1999, S.138). Auch nach dem Umzug in andere Wohnungen behielten diese Arbeiter_innen ihre Gärten und so wurden jene Anlagen, die ursprünglich nur zur Sicherung der Existenz dienten, zu Orten, an denen sich Stadtbewohner entspannten, freie Zeit verbrachten und sich verwirklichen konnten (Karge 2015, S.23; Appel et al. 2011, S.24).

Auch die Qualität der Nahrung und der zusätzliche Anbau von Lebensmitteln wurden immer wichtiger, sodass dies ebenso im Konzept der Kleingärten verankert wurde (Meyer-Rebentisch 2013, S.132).

1921 erfolgte ein Zusammenschluss verschiedenartigster Kleingärten dem „einheitlichen Reichsverband der Kleingartenvereine Deutschlands“ (Karge 2015, S.24). Daraus entstand eine gemeinschaftliche Kleingartenbewegung. Sie wurden durch die Geschehnisse aus dem Ersten Weltkrieg als Notwendigkeit für die Nahrungssicherheit gesehen und so wurden die Gärten zu einem festen Bestandteil der Bodennutzung und Grünflächen in der Stadt (Prinz 2012, S.95f.)

Auch während und gegen Ende des Zweiten Weltkriegs war der Bedarf an Grünflächen hoch und der Anbau von Gemüse und Obst wurde dringend gefordert. Erst Ende der Vierzigerjahre wurden die Grünflächen nicht nur ausschließlich für den Lebensmittelanbau genutzt, sondern sie bekamen ihre herkömmliche Funktion als öffentlich zugängliche Erholungsflächen oder Parkanlagen zurück (Meyer-Rebentisch 2013, S.132). Ab dem Jahr 1960 stand in den Kleingärten nicht mehr der Nahrungsanbau im Fokus. Auf diese Weise wurden die Grünflächen zu Orten der Erholung und des Vergnügens (Beschluss 2014, S.2).

In den 70er Jahren gab es bereits in New York die ersten Bewegungen hin zu Gemeinschaftsgärten, in Deutschland bildete der Prinzessinnengarten in Berlin den Vorreiter der Gartenwelle (Gehrke 2012, S.2). Der nach der Prinzessinnenstraße benannte Garten entstand 2009 und genießt große Beliebtheit. Er ist ein Beispiel dafür, dass freistehende, versiegelte Flächen auch gemeinschaftlich genutzt und umfunktioniert werden können. Das Projekt der Prinzessinnengärten steht sowohl für den gemeinschaftlichen Anbau und den Verkauf von Gemüse und Obst als auch für das eigenständige Gärtnern eines Teilbereichs (Beschluss 2015, S.8).

3.1.2. München

Auch in München waren zu Zeiten des Mittelalters die Kraut- und Gemüsegärten essenziell für die Nahrungssicherheit der Bürger_innen. 1905 gab es in München erstmals fünf Familiengartenanlagen mit etwa 590 Parzellen. In den Jahren 1915 und 1916 wurden Jugendkriegsgärten und Familienkriegsanlagen gegründet (Beschluss 2014, S.10).

Als Folge der Kleingartenbewegung in der Übergangszeit vom 19. zum 20. Jahrhundert konnte man in München zu Beginn des 20. Jahrhunderts Kleingartenvereine finden. Nach dem Krieg und dem Ende der schlimmsten Not wurden die Gärten in der Stadt aufgrund des Wirtschaftswunders der 1950er und 1960er Jahre immer weniger. Neue Freizeitmöglichkeiten boten sich an, und die freie Zeit konnte somit anderweitig genutzt werden. Dennoch waren die Grünflächen der Stadt für die Bürger_innen von hoher Bedeutung. In den Siebzigerjahren fand in den Großstädten ein Umdenken statt. Natur und Umwelt bekamen eine immer größere Bedeutung und so wurde seit 1990 wieder vermehrt gegärtnert (ebd., S.4f.).

4. Theoretischer Ansatz und Definitionen

4.1. Urban Gardening heute

Die Definition von Urban Gardening kann nur schwer festgelegt werden, denn die Entwicklung verläuft rasant und es wird weiterhin mit neuen Formen gerechnet (von der Haide 2014, S.5).

„Urbane Gärten im engeren Sinn sind neue Formen öffentlicher oder teilöffentlicher, bürgerschaftlicher, partizipativer, kooperativer, experimenteller, ökologischer, produktiver, DIY Freiraumgestaltung im Siedlungsbereich.“ (von der Haide 2014, S.5)

„Im weiteren Sinne umfassen Urbane Gärten neue und alte Formen von bürgerschaftlicher Hortikultur im Stadtbereich wie Schul-, Kita-, Therapie-, Klein-, Mieter-, Kraut- und Dachgärten sowie bürgerschaftliche Park-, Baumscheiben-, Straßenbäume- und Biotoppflegeprojekte, öffentliche Streuobstwiesen und andere grüne Allmenden. Manchmal werden sogar private Hausgärten und Balkone so bezeichnet.“ (ebd., S.5)

Sowohl die öffentliche Aufmerksamkeit als auch die bürgerschaftliche Organisation solcher Gärten sind unterschiedlich (von der Haide 2014, S.5; Karge 2015, S.59). Der Begriff „urban“ repräsentiert die Wichtigkeit des Ortes der Ausübung und macht diesen, nämlich die Stadt, elementar (Karge 2015, S.59).

Auch der Begriff Urbane Landwirtschaft wird oft mit urbanen Gärten gleichgesetzt (von der Haide 2014, S.5). Allgemein lässt sich somit sagen, dass Urban Gardening für urbanes Gärtnern steht und sowohl zur Neugestaltung der Städte genutzt als auch als Trendercheinung der Großstädte wahrgenommen wird (Karge 2015, S.9). Urban Gardening steht zum einen für den Trend des Selbermachens und des Individualismus (Groß 2016, S.41), zum anderen kann es auch als Kritik gegen die Umweltpolitik aufgefasst werden (Certomà 2011, S.1). Für viele Menschen ist es ein Ort zum „etwas selber machen“ (Baier 2013, S.309) Auch die Wissenschaft beschäftigt sich seit längerem mit dem Phänomen des Urban Gardening. Sowohl Ingenieur_innen als auch Soziolog_innen nehmen sich dieser Erscheinung an und beleuchten sie aus unterschiedlichen Richtungen. Die Besonderheit der städtischen Gärten ist ohne Zweifel die Lage in mitten der Großstädte (Karge 2015, S.9f.). Im Folgenden werden die Gartenformen aufgeführt, die in München am meisten Verbreitung finden.

4.2. Gartenformen und Charakteristik

In diesem Kapitel werden folgende Gartenformen näher beleuchtet und definiert: Gemeinschaftsgärten, Kleingärten, Krautgärten und Dachgärten.

Urban Gardening kann auf verschiedene Art und Weise ausgeübt werden. Es umfasst diverse Gartenformen, die verschiedene geschichtliche Hintergründe aufweisen, einen anderen Namen tragen und unterschiedliche Bürger_innen ansprechen. Auch werden die Gärten auf vielfältige Art und Weise organisiert und Schwerpunktthemen, die den Alltag betreffen, je nach Gartenform anders gelegt (Karge 2015, S.59).

Diese werden nun von Seiten der Stadt München und mithilfe namhafter Literatur zum Thema Urban Gardening näher erläutert. Allerdings beschränkt sich die Beschreibung auf diejenigen Gartenformen, die in der Bevölkerung am meisten anerkannt und aufgesucht werden.

4.2.1. Gemeinschaftsgarten

In den Siebziger Jahren entstanden in den USA die ersten Community Garden (Scheve 2014, S.37). Community schließt hierbei nicht nur die Gemeinschaft, sondern ebenso die Nachbarschaft ein (Rosol 2006, S.7). „Gemeinschaftsgärten sind gemeinschaftlich und durch freiwilliges Engagement geschaffene und betriebene Gärten, Grünanlagen und Parks mit Ausrichtung auf eine allgemeine Öffentlichkeit“ (Rosol 2006, S.7). Seit dem Jahr 1985 kam der Trend der Gemeinschaftsgärten, die zu einer neuen Art der Gartenbewegung zählen (Scheve 2014, S.38), nach Europa und seit 1990 ist er auch in Deutschland zu finden. Hauptort der Gemeinschaftsgärten in Deutschland ist Berlin (Meyer-Rebentisch 2013, S.23).

Der Begriff Gemeinschaftsgarten basiert nicht auf nur einem Projekt, sondern ist ein Überbegriff für etliche weitere Formen von Gärten, in denen aktiv Urban Gardening betrieben wird (Müller 2011, S.32). Allerdings ist die Anzahl der Gärten aufgrund der vielseitigen Formen dieses Gartentyps kaum zu erfassen (Meyer-Rebentisch 2013, S.23). Gemeinschaftsgärten umfassen beispielsweise sowohl Nachbarschafts- oder Mietergärten, Stadtteil- oder Generationengärten als auch Interkulturelle Gärten. Letzteres ist die bekannteste Form (Müller 2011, S.32).

Den Teilnehmer_innen eines Gemeinschaftsgartens ist es wichtig, die Stadt auf diese Weise neu zu gestalten, Freiraum zu schaffen und die Kinder an die Umwelt heranzuführen (Appel et al. 2011, S.120f.). Auch entscheiden sich viele für einen Gemeinschaftsgarten, weil hier Freizeit verbracht werden kann, in der man sich ausruht, aber sich auch anderweitig aktiv bewegt. Soziale und politische Gründe und der Kontakt mit anderen Menschen werden ebenfalls oft genannt. Die Versorgung mit Lebensmitteln ist zwar ein weitere Motivation zur Teilnahme am Gärtnern, wobei dieser Aspekt in Gemeinschaftsgärten lediglich zweitrangig ist (ebd., S.126f.; Rosol 2006, S.215ff.). „Bürgerschaftliches Engagement“ (Baier 2013, S.323), was die Zukunft der Stadt angeht, spielt bei diesem Gartentyp eine wesentliche Rolle. Ebenso essenziell sind hier Ziele wie eine Erweiterung der Grünflächen in der Stadt für die gemeinschaftliche Nutzung, oder die innerstädtische, nachhaltige Versorgung der Bürger_innen in unmittelbarer Nähe (ebd., S.323).

Der erste interkulturelle Garten wurde 1996 in Deutschland mit dem Ziel eröffnet, gemeinsam zu gärtnern. Grundidee eines Interkulturellen Gartens war und ist bis heute, unterschiedliche Menschen verschiedener Nationen zusammenzubringen. Diese Idee des Zusammenführens soll Integration fördern und den Dialog zwischen den Nationen stärken. Der Garten sollte dazu als Basis und Grundstock dienen (Appel et al. 2011, S.37 ff.). Das Grundkonzept des Interkulturellen Gartens macht diese Art von Garten besonders und unterscheidet sich diesbezüglich von den anderen Formen. Doch nicht nur diese soziale Komponente spielt bei einem Interkulturellen Garten eine Rolle, sondern auch der Umweltgedanke. So spielt das Lernen hinsichtlich der angebauten Lebensmittel, das Ernten seines eigenen Gemüses und das Leben und Begreifen der Natur eine ebenso wichtige Rolle. Auch hilft es vielen Menschen,

ihrer Identität bewusst zu werden und individuell zu handeln. Dieser Ort der Interkulturellen Gärten ist demnach ein Ort der Produktion, des Lebensmittelanbaus, aber auch ein Ort der Begegnung, an dem man nicht nur im Beet arbeitet, sondern auch andere Aktivitäten stattfinden (Müller 2011, S.32 f.).

In Interkulturellen Gärten finden sich oftmals Bürger_innen mit Migrationshintergrund, die Anschluss suchen. Hier spielt neben der Gemeinschaft auch die Lebensmittelproduktion eine große Rolle. Auch das Gefühl, eine eigene und kostengünstige Fläche mitten in einer Großstadt zu besitzen, sind wichtige Kriterien für das Mitwirken an Interkulturellen Gärten (Appel 2011, S.127; Beschluss 2014, S.20).

In München ist diese Form von Urban Gardening schon seit Jahren etabliert und befindet sich nahezu in jedem Stadtteil. München zählt insgesamt 13 dieser Gärten. Beispiele solcher interkulturellen Nachbarschaftsgärten in München sind „O’pflanz ist!“ in Neuhausen, der im Jahr 2012 gegründet wurde und nach Art der Prinzessinnengärten in Berlin geleitet wird (Beschluss 2014, S.23), oder der Generationen- und Gemeinschaftsgarten im Petuelpark im Stadtteil Milbertshofen, der im Jahr 2005 eingeweiht wurde und 28 Parzellen à 3-6 m² bietet (Bürgerstiftung München 2016d).

Neben dem Gemeinschaftsgarten ist die Form des Krautgartens zu finden.

4.2.2. Krautgarten

Krautgärten sind „eine bodenständige Form des Gärtnerns auf städtischen Gütern oder auf Ackerland“ (Müller 2011, S.35). München gilt als Mutter der Krautgärten und wird hierfür als Vorreiterstadt verstanden (Meyer-Rebentisch 2013, S.90). Mittlerweile gilt sie sogar als Hauptstadt der Selbsterntegärten (Appel et al. 2011, S.78). Wie auch Gemeinschaftsgärten haben Krautgärten ebenfalls einen bedeutungsgleichen Namen, nämlich Selbsterntegärten (Rasper 2012, S.24; ebd., S. 77).

Zu Beginn der 1990er Jahre entstand seitens des Referats für Stadtplanung und Bauordnung der Plan, den Münchner Grüngürtel, der die Stadt auf eine Länge von 70 Kilometern einkreist (Informationsmaterial Münchner Krautgärten), zu fördern und auszuarbeiten, wie Freiflächen des Münchner Grüngürtels genutzt werden sollen (Beschluss 2014, S.25; Meyer-Rebentisch 2013, S.90). Hauptziel dabei war, die Zusammenarbeit zwischen der Stadt München und den Landwirt_innen im Grüngürtel enger zu gestalten und die Landwirtschaft weiterzuentwickeln sowie zukunftstauglich zu machen. Es wurde beschlossen, die Verbindung zwischen Landwirt_innen und Bürger_innen zu stärken, indem die Flächen für Selbsterntegärten zur Verfügung stehen. So gründete das Referat für Stadtplanung und Bauordnung in der Abteilung der Grünplanung zusammen mit dem Kommunalreferat, „Stadtgüter München“, das Grüngürtelprojekt (Beschluss 2014, S.26).

Das Konzept dieser Krautgärten besteht darin, dass die Landwirt_innen ihre Flächen im Frühjahr präparieren, zum Teil mit Gemüse bepflanzen und säen und sie anschließend in einzelne Parzellen unterteilen. Ein Teil der Parzellen bleibt jedoch unbearbeitet, damit die Bürger_innen weitere Gemüsesorten selbst anbauen können (Beschluss 2014, S.26; Meyer-Rebentisch 2013, S.89). Diese Variante, dass sowohl die Landwirt_innen, als auch die Gärtner_innen verschiedenes Gemüse anpflanzen, erzeugt eine Vielfalt, die einen völligen Ernteausfall verhindert (Meyer-Rebentisch 2013, S.89). Von Mai bis November können die

Bürger ihre jeweils 30-60 Quadratmeter große Parzelle gestalten und ihren Ertrag ernten. Das Prinzip dabei ist allerdings, keine Mineraldünger und chemische Pflanzenschutzmittel zu verwenden, denn der biologische Anbau steht im Vordergrund (Beschluss 2014, S.26; ebd., S.89). Ebenso wichtig sind die geringen Transportwege und die damit verbundenen regionalen und ökologischen Produkte (Müller 2011, S.35). Im Herbst geht die Fläche wieder in die Hände der Landwirt_innen, die sie für die nächste Saison wieder aufbereiten (Beschluss 2014, S.26; Meyer-Rebentisch 2013, S.89).

Ziel der Selbsterntegärten ist es, einerseits in den fachlichen Dialog mit den Landwirt_innen zu treten und andererseits die Integration zu fördern. Kommunikation und der Austausch von Erfahrungen sind weitere wichtige Ziele des gemeinschaftlichen Gärtnerns (Beschluss 2014, S.25, 27). Alle Bürger_innen, die ihre angebauten Produkte selbst verwerten wollen, besuchen die Krautgärten und auch Kinder können Wissen über verschiedene Pflanzen einholen (Informationsmaterial Münchner Krautgärten 2014). Äußerst reizvoll ist die Idee der Selbsterntegärten für diejenigen Stadtbewohner_innen, für Paare und Familien (Mittelstraß; Heß 2005, S.22), die Erfahrung sammeln und herausfinden wollen, ob Natur und Garten ein Hobby werden könnte (Meyer-Rebentisch 2013, S.89).

Ein Effekt, der sich positiv auf die Umwelt auswirkt, ist der Klimaschutz, der durch die Selbsternte vorangetrieben wird (Beschluss 2014, S.28).

Die Wartelisten für eine Parzellennutzung sind sehr lang, denn die Krautgärten haben sich etabliert und stoßen bei den Bürger_innen auf große Beliebtheit. Darum ist die Stadt München bemüht, jedes Jahr einen neuen Standort ins Leben zu rufen. Auch der/die Landwirt_in profitiert davon, denn auf diese Weise macht er/sie auf sich aufmerksam und sichert sich direkt am Anfang des Jahres den Ertrag seiner Fläche (Beschluss 2014, S. 27, 28). Obwohl diese Flächen aus Sicht der Stadtbewohner_innen dezentral liegen (Appel et al. 2011, S.132, 133; Rosol 2006, S.202), zählen sie zu Urban Gardening, weil sie von den Bewohner_innen bearbeitet werden (Mittelstraß; Heß 2005, S.20).

4.2.3. Kleingärten

In Deutschland werden über eine Million Kleingärten gezählt (Meyer-Rebentisch 2013, S.129; Beschluss 2014, S.5). Besonders in den Ballungsräumen der Industriestädte, wie zum Beispiel westlich des Ruhrgebiets oder in den Industriegebieten Ostdeutschlands, sind sie zahlreich vertreten. Süddeutschland weist hingegen die wenigsten Kleingärten auf (Meyer-Rebentisch 2013, S.129). Allerdings gibt es sie in allen deutschen Großstädten und sie sind in den kommunalen Nutzungsplänen als Grünflächen deklariert. Es wird gemäß §1 Abs.1 des Bundeskleingartengesetzes dann von einem Kleingarten gesprochen, wenn er

„dem Nutzer (Kleingärtner) zur nichterwerbsmäßigen gärtnerischen Nutzung, insbesondere zur Gewinnung von Garten von Gartenbauerzeugnissen für den Eigenbedarf, und zur Erholung dient und in einer Anlage liegt, in der mehrere Einzelgärten mit gemeinschaftlichen Einrichtungen, zum Beispiel Wegen, Spielflächen und Vereinshäusern, zusammengefasst sind (Kleingartenanlage).“ (Beschluss 2014, S.5)

Im Gegensatz zu den anderen Gartenformen, die als Projekte gesehen werden (von der Haide 2014, S.5), muss man einem Kleingartenverein angehören, um sich in Deutschland einen Kleingarten pachten zu können (Beschluss 2014, S.5).

Städte bieten ihren Bewohner_innen mit Kleingärten die Chance, sich in einer hochverdichteten Stadt erholen zu können und den Alltag hinter sich zu lassen. Außerdem kann auf dieser Fläche aktiv gegärtnert, eigenes Gemüse angebaut und geerntet werden. Diese Fläche stellt für den/die Bürger_in das eigene Grün dar, was ihm/ihr in der Stadt oft fehlt (ebd., S.10).

Speziell in München werden Kleingärten von unterschiedlichen Organisationen betreut. Seit fünf Jahren wurde allerdings keine neue Anlage eröffnet. Finden viele andere Gartenformen lediglich auf Zwischennutzungsflächen ihren Platz, unterliegen die Flächen der städtischen Kleingärten rechtlichem Schutz (ebd., S.10 f.). Dies geht auf das Jahr 1919 zurück, als während der Kriegszeit und dem Mangel an Lebensmitteln die Pachtpreise immer weniger konstant blieben und der Beschluss gefasst wurde, die Preise für die Pacht eines Kleingartens in der Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung festzulegen (Scheve 2014, S.36).

Insgesamt lässt sich auch in den Kleingärten ein Wandel erkennen. So ist ein Generationenwechsel erkennbar und eine daraus resultierende Abwandlung der Kleingartenordnung (von der Haide 2014, S.6). In vielen Städten wird hier ausschließlich Gemüse angebaut und die Gartentüren stehen für jeden offen (Müller 2011, S.34). Obwohl Kleingärten mitunter die älteste Gartenform ist, haben sie Gemeinsamkeiten mit den neuen urbanen Gartenformen, denn bei allen Typen spielt Gemeinschaft und der soziale Aspekt eine große Rolle (Karge 2015, S.58).

Demnach ist zu erkennen, dass die Formen solcher Gartenprojekte und die Beweggründe zur Teilnahme individuell sind und von der jeweiligen Gartenform abhängen.

Für manche Teilnehmer_innen ist allerdings Protest der Grund zum Gärtnern. Diese sehen sich „[...] als Teil der globalen Kleinbauernopposition gegen diese Verwerfungen“ (Müller 2011, S.28).

4.2.4. Dachgarten

Eine Idee, die allerdings noch in den Startlöchern zu stehen scheint, ist das Urban Gardening auf Flachdächern. Die Möglichkeit besteht hierbei, die Dächer zu bepflanzen und Oasen der Erholung daraus zu machen, damit sie von den Großstadtbewohner_innen genutzt werden können. Vor allem in einer dichtbesiedelten Stadt wie München, in der freie Flächen knapp sind, birgt dieses Vorhaben aus ökologischer und energetischer Sicht großes Potenzial. Allerdings sind viele geeignete Flächen noch nicht mit den Bedingungen ausgestattet, die dafür benötigt werden. Zu bedenken sind unter anderem der Sicherheitsaspekt und die Belastbarkeit der Dächer (Beschluss 2015, S.15, 28f.). Dachgärten sind demnach erst eine anfängliche Idee und werden vermutlich in Zukunft eine neue Gartenform in den Großstädten bilden.

5. Charakteristika und weitere Motivationen der Gärtner_innen sowie entstehende Effekte und Abhängigkeiten

In diesem Kapitel werden die Teilnehmer_innen charakterisiert und weitere Gründe und Visionen der Gärtner_innen aufgeführt. Auch wird darauf eingegangen, welche Effekte sich aus Urban Gardening ergeben und welche Probleme es bei der Umsetzung von Urban Gardening gibt.

5.1. Alter und Schichtzugehörigkeit der Teilnehmer_innen

Jede Altersgruppe ist nahezu in allen Gartenformen gleichermaßen vertreten (Beschluss 2014, S.2, 32), wohingegen Besitzer_innen von Kleingartenanlagen im Schnitt 60 Jahre alt sind. Grund hierfür ist die Pacht dieser Gärten bis ins hohe Alter (Appel et al. 2011, S.50). Allerdings haben immer mehr jüngere Familien Interesse an einem Kleingarten, was vor allem zwischen den Jahren 2003 und 2008 deutlich erkennbar war (Beschluss 2014, S. 10). Im Gemeinschaftsgarten in Milbertshofen beispielsweise wird, wie in den meisten Gartenprojekten, Wert darauf gelegt, gemischte Altersgruppen und Schichtzugehörigkeiten anzusprechen (Appel et al. 2011, S.90). So zieht sich der Trend durch alle Bevölkerungsschichten, denn Urban Gardening wird für alle Bürger_innen angeboten und gestaltet sich für jede soziale Schicht attraktiv (Beschluss 2014, S.2, 24).

Nach der soziologischen Einordnung ist nun wichtig, welchen Stellenwert die Regionalität beim Gärtnern einnimmt.

5.2. Regionalität als besonderer Grund für Urban Gardening

„Regionalität bedeutet bei Lebensmitteln, dass diese aus einer bestimmten Region stammen. Dies impliziert, dass es *einen* Ursprungsort gibt.“ (Wegmann 2015, S.57). Regionale Lebensmittel werden immer häufiger nachgefragt (Weiss 2007, S.189). Interessant ist nun, ob sie ebenfalls ein Hauptgrund für das Gärtnern darstellt. Gärtner_innen im Krautgarten hingegen legen viel Wert auf die Regionalität von Lebensmitteln und schätzen ihr selbst angebautes ökologisches und regionales Gemüse. Das Gärtnern auszuprobieren und Kindern die Frische der Lebensmittel und die Natur nahe zu bringen, sind weitere Gründe für eine Teilnahme an einem Selbsterntegarten (Meyer-Rebentisch 2013, S.89; Informationsmaterial Münchner Krautgärten 2016; Appel et al. 2011, S.127 f.).

Anhand einer Studie, die Berlin und Münster beleuchtet, kam heraus, dass die Pacht eines Kleingartens nicht nur mit dem Gedanken der Lebensmittelproduktion zusammenhängt, sondern Nutzer_innen viel mehr das Bedürfnis haben, Natur zu erleben, zur Ruhe zu kommen und sich vom stressigen Alltag zu distanzieren. Ebenso wichtig ist den Pächter_innen das aktive Gärtnern. Die Produktion von gesundem Essen ist lediglich ein untergeordneter Grund, wohingegen die geringen Grünflächen und Spielmöglichkeiten für Kinder in der Stadt ein häufig genanntes Argument für die Entscheidung für einen Kleingarten ist (Beschluss 2014, S.6).

Der Anbau und die Ernte von Lebensmitteln wie Gemüse oder Obst ist ebenso ein wichtiger Aspekt. Dieses wird nicht primär angebaut, um sich vollständig davon zu ernähren, vielmehr spielt es eine Rolle, Wissen über diese Lebensmittel und ihre Verarbeitung zu lernen. Auch könnte sich bei den Teilnehmer_innen dadurch das Bewusstsein für Herkunft und Bedeutung

der Lebensmittel entwickeln (Baier 2013, S. 322). Denn der Aspekt der Regionalität folgt der modernen Zeit und stellt eine „Spielform globaler Vergesellschaftungsprozesse“ (Tschofen 2008, S.95) dar (ebd., S.95).

Insgesamt lässt sich sagen, dass in jeder Gartenform Gemüseanbau, soziale Kontakte und Integration Hauptgründe für das Gärtnern darstellen (Beschluss 2014, S.2). Es scheint lediglich der Schwerpunkt der Motivationen formspezifisch verschoben zu sein (Kapitel 3).

Im Folgenden ist interessant, welche Effekte Urban Gardening mit sich bringt.

5.3. Effekte aus Urban Gardening

Nun ergeben sich durch die urbanen Gärten verschiedenste Effekte. So wirkt sich Urban Gardening positiv auf die sozialen und ökonomischen Aspekte wie Integration, Nachbarschaft, die Weiterbildung der Bürger_innen, Mitwirkung dieser an der Stadtgestaltung, Stärkung des Verantwortungsbewusstseins und die Möglichkeit der Erholung aus. Auch ökologische Aspekte wie die bewusste Ernährungsmöglichkeit und die nachhaltige Produktion, die daraus folgende Ressourceneinsparung und Schonung des Klimas sind Effekte, die vor allem zur Zeit der Entsaisonalisierung und des daraus resultierenden Energieverbrauchs und der Chemikaliengabe eine wichtige Rolle spielen (Vinz 2008, S. 43).

5.4. Gründe des Trends

Neue Gartenformen liegen im Trend (Appel et al. 2011, S.78), vor allem bei Gärten zur „Freiraumnutzung“ (von der Haide 2014, S.7) wird eine positive Entwicklung festgestellt, denn Freiraum wird in einer Großstadt zu Zeiten der Verdichtung und des vermehrten Wohnungsbaus immer mehr zum Wunsch vieler Bürger_innen. Diese sehnen sich oft nach Ruheoasen und Erholungsorten (Petrow 2012, S.807f.). Auch in der Stadtplanung werden urbane Gärten vermutlich eine wichtige Rolle spielen, denn diese sind nicht nur positiv für die Stadtgestaltung, sondern auch für das Gemeinschaftsgefühl der Bürger_innen und der klimatischen Verhältnisse in der Stadt. Auch kann Urban Gardening eine Maßnahme gegen Segregation und eine Hilfe für Integration darstellen (von der Haide 2014, S.6; Baier et al. 2007, S.79).

Transportkosten in die umliegenden Regionen sind ein weiterer Grund für die Wichtigkeit innerstädtischer Flächen (von der Haide 2014, S.6).

Die Änderung des Konsumverhaltens der Bürger_innen, das Bedürfnis nach gesünderen Lebensmitteln und das vermehrte ökologische Denken der Menschen wirken sich positiv auf diesen Trend aus. In München konnte man bei allen Urban Gardening Formen in den letzten 15 Jahren eine deutliche Zunahme der Parzellenzahlen erkennen (Beschluss 2015; S.30).

Die Nachfrage nach Kleingärten wird vermutlich steigen, denn in diesen Gärten findet in der jetzigen Zeit ein Generationenwechsel statt und sorgt für die Verjüngung der Lauben. Auch bei den Krautgärten und bei den Gemeinschaftsgärten konnte ein deutliches Wachstum im Zeitraum von 2000 bis 2015 festgestellt werden (ebd., S.30; von der Haide 2014, S.6).

Das Resümee sind überaus erfolgreiche Projekte, die in allen Altersgruppen und sozialen Schichten Andrang finden und das Sinnbild dieser „Unabhängigkeitsbewegung“ (Borgstedt 2011, S.122.) darstellen (von der Haide 2014, S.6,8; Karge 2015, S.60). In ganz Deutschland

ist dieser Erfolg zu erkennen und vor allem in München wird eine Vielzahl an Projekten gezählt, nicht zuletzt aufgrund der Förderung der Krautgärten (Karge 2015, S.61).

5.5. Visionen der Teilnehmer_innen

Visionen sind Anliegen oder Überlegungen, die Menschen lenken (Leidenfrost, Sachs 2013, S.16). Die Vision als solche wird hier als Konstrukt eines möglichen, gedanklichen Zukunftsbild aufgefasst.

Personen, die das „Selbermachen“, die Lust, etwas ohne Zwang zu tun, als wichtig erachten, gelten oft als „hipp“ (Baier 2013, S.310) sowie selbstsicher und gesellschaftspolitisch interessiert (ebd., S.310). Diejenigen Teilnehmer_innen haben meist bestimmte Visionen, gedankliche Zukunftsbilder. Sie wollen meist unabhängig sein und Kritik am heutigen Konsumverhalten üben. Auch sehen sie es als ihre Aufgabe an, das Leben in einem urbanen Umfeld neu zu gestalten. „Teamwork, Teilen (von Wissen) und Solidarität“ (ebd., S.312) gehören zur Grundeinstellung (ebd., S.312).

Spezielles und Individuelles ist dieser Art der Teilnehmer_innen ebenso wichtig (ebd., S.312). Der Trend zum Selbermachen wurde zuerst als Zeitvertreib angesehen. Heutzutage sind es die Vorstellungen, mit anderen in Kontakt zu treten, Individualität und bei der Mitgestaltung seiner Stadt dabei zu sein (Friebe 2011, S.35). Die Teilnahme am Gärtnern ist demnach Zeichen von Demokratisierung, aber auch von Lebensqualität und „Ernährungssicherheit“ (Baier 2013, S.323). Viele Menschen sind wegen der undurchschaubaren industriellen Lebensmittelproduktion überfordert und suchen aufgrund der immer größeren Distanz zwischen Hersteller und Verbraucher eine Alternative. Es wird mehr Wert darauf gelegt, zu wissen, wo Nahrungsmittel herkommen (Meyer-Rebentisch 2013, S.86; Weiss 2007, S.189). Die Überforderung beim Einkauf der Lebensmittel im Supermarkt und die Verschwendung der Rohstoffe, die oft mit der Lebensmittelbeschaffung einhergeht, und der zu Tage tretenden Machtlosigkeit, die sich daraus ergibt, soll ebenso entgegengewirkt werden (Meyer-Rebentisch 2013, S.84).

5.6. Problematiken und Abhängigkeiten

5.6.1. Fläche

Kleingärten und Dachgärten stehen vor allem für die Stadtentwicklung und werden dementsprechend in Baugenehmigungsverfahren bewilligt (Beschluss 2015; S.30). Für die genannten Gartenformen besteht das größte Problem darin, eine Fläche für dieses Vorhaben zu finden. Vor allem für die zentral gelegenen Gärten sowie Gemeinschaftsgärten ist die Suche nach einer geeigneten Fläche langwierig. Die Flächen, die dafür verwendet werden, sind Zwischennutzungsflächen, die nur zeitweise zur Verfügung stehen und wieder hergegeben werden müssen, wenn die Stadt den Grund nutzen möchte (Karge 2015, S.62). In München ist diese Problematik besonders groß, denn ein Projekt wie die Prinzessinnengärten in Berlin wären in diesem Ausmaß hier nicht möglich (Kapitel 3), auch wenn „O'pflanz ist“ für einen kleinen Versuch in diese Richtung steht (Kapitel 4).

Der Druck auf die Flächen ist enorm, denn freie Brachflächen werden sofort bebaut. Durch Zwischennutzungen für mindestens eine Vegetationsperiode befürchtet die Stadt wesentliche Verluste und hohe Kosten (Beschluss 2015, S.23; von der Haide 2014, S.9). Somit fordert

Münchens Kommunalreferat, Brachflächen nicht für urbane Landwirtschaft anzubieten. Dennoch ist die Stadt München bemüht, diesen Trend des Urban Gardening fortzusetzen und weiterhin zu unterstützen. Um der Flächenknappheit nun zu entfliehen, sollen Dachgärten die zukünftige Lösung sein, die den Bürgern weitere Möglichkeiten für das Urban Gardening bieten sollen (Beschluss 2015, S.23f.,32,34). Zudem liegt ein Problem in der Qualität des Bodens. Brachflächen könnten Schadstoffe enthalten und deshalb nicht förderlich für einen Gemüseanbau sein. Dies kann allerdings durch das Verwenden von Hochbeeten gelöst werden. Diese werden meist aus Holz gebaut und verhindern den Kontakt mit dem Boden (Meyer-Rebentisch 2013, S.26,39).

5.6.2. Förderung

In Deutschland sind viele Städte zwar bemüht, die Projekte im Bereich des urbanen Gärtnerns zu fördern, allerdings gibt es noch keine weitreichenden Subventionsmaßnahmen dafür. Die Projekte sind auf freiwillige Helfer und Ehrenamtliche angewiesen, die die Organisation übernehmen (von der Haide 2014, S.10; Rosol 2006, S. 54).

6. Methodisches Vorgehen

Im Folgenden wird nun erläutert, wie methodisch vorgegangen wurde und welche Herausforderungen sich daraus ergeben haben.

6.1. Methodologie

Anders als die quantitative Sozialforschung, die ihren Fokus auf das bewusste Wahrnehmen durch die „menschlichen Sinne“ (Lamnek 2010, S.30) legt, beruht die qualitative Forschung auf Interpretation, Kommunikation und Reflexion (Lamnek 2010, S.30). Im Mittelpunkt steht hier die „Subjektperspektive“ des Gesprächspartners (Diekmann 2013, S.531). Denn der Mensch wird in der qualitativen Sozialforschung nicht nur als Gegenstand betrachtet, der untersucht werden soll (Lamnek 2010, S.30). „Die Erforschung sozialen Handelns als sinnhaftes Handeln setzt die Kenntnis der Bedeutung der verwendeten (Sprach-) Symbole voraus, die ganz wesentlich vom jeweiligen situativen Kontext abhängen“ (ebd., S.30). Sie geht demnach davon aus, dass Menschen gleiche Symbole besitzen, die bewirken, dass diese Menschen Überschneidungen in ihren „Bewusstseinslagen“ (ebd., S.30) haben (ebd., S.30). Sie steht somit für den Bezug auf das Subjekt, für das offene Befragen durch offene Methoden und für einen möglichst realen, alltagstauglichen Standort (Diekmann 2013, S.531). Sie müssen kommuniziert und offen dargestellt werden, um Raum für Interpretation zu lassen (Lamnek 2010, S.35). Diese Resultate sind nicht repräsentativ wie Ergebnisse durch quantitative Methoden, was mit der Anzahl der Befragten zusammenhängt. Doch kann die Befragung intensiver geführt und untersucht werden, was einen deutlichen Vorteil darstellt (Diekmann 2013, S.532). Deshalb schien zur Beantwortung der Forschungsfragen nur die Erhebung mit einer qualitativen Methode sinnvoll. Ebenso wichtig für die Entscheidung war die begrenzte Bearbeitungszeit von zehn Wochen und das offene Gespräch über die Thematik, um die Aussagen interpretieren zu können.

6.2. Methodik

Qualitative Interviews können im „statu nascendi“ (Lamnek 2010, S.301) aufgenommen werden und behalten so einen unverfälschten Charakter (ebd., S.301). Der/die Interviewführer_in lässt sich auf den/die Gesprächspartner_in ein und passt die Fragen dem Gesprächsverlauf an, denn der/die Interviewpartner_in erzählt und formuliert seine/ihre Gedanken frei aus. Diese Art von Unterhaltung gleicht einer Alltagskonversation (ebd., S.306). Um realistische Einschätzung zu Urban Gardening und den dazugehörigen Forschungsfragen zu gewinnen, waren Gespräche mit Expert_innen notwendig. Eine Person kann dann als Expert_in eingestuft werden, wenn sie Kenntnisse über diesen Forschungsbereich besitzt und möglichst praktische Erfahrungen nachweisen kann (ebd., S.655f.). Die Methode wurde mit der Absicht ausgewählt, theoriegenerierend arbeiten zu können. Ein Leitfaden soll dazu dienen, die Befragten an das Thema heranzuführen, es zu begrenzen und Hintergrundinformationen zu erlangen. Man spricht hierbei von einem Leitfadeninterview (ebd., S.658).

Für die Erhebung wurde das Experteninterview mit Leitfaden erstellt und angewendet, um möglichst viele theoriegenerierende Antworten zu erhalten. Insgesamt wurden acht Interviews à 25-45 Minuten im Zeitraum zwischen dem 27.04.16 und dem 25.05.16 erhoben. Es wurden

Interviewpartner aus verschiedenen Bereichen gewählt, um ein möglichst breites Meinungsfeld abdecken zu können. Es wurden zwei Personen aus dem Bereich der Stadtverwaltung interviewt, Herr A als Initiator der Krautgärten und Herr B, der das Stadtanierungsgebiet am „Grünspitz“ mitbetreut. Frau C ist Sozialpädagogin und organisiert den Gemeinschaftsgarten in Milbertshofen, während Frau D als freiberufliche Mitarbeiterin des Netzwerkes Urbane Gärten München arbeitet. Bis auf Herrn A und Herrn B gärtnern alle privat in den verschiedensten Gartentypen. Mit dieser Auswahl konnte die Sicht der Stadt München, die der teilnehmenden Bürger_innen und Meinungen der Organisator_innen über verschiedene Gartenformen (Gemeinschaftsgarten, Krautgarten, Kleingarten) eingeholt werden.

Die Interviews der Befragten wurden dabei mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet. Sie fanden in München an Orten statt, die von den Befragten festgelegt wurden. Die Interviews wurden in Büros, im Café und direkt im Garten selbst durchgeführt, wodurch zum Teil Herausforderungen entstanden, die im nächsten Punkt erläutert werden. In der Praxis wurden die acht geführten Gespräche mit dem Programm „f4 & f5transcript“ (Dr. Dresing & Pehl GmbH 2016) transkribiert und dabei anonymisiert, indem die Namen mit beliebigen Buchstaben ersetzt wurden.

6.3. Herausforderungen bei der Befragung

Trotz der vielen Chancen des Experteninterviews entstanden durch die verschiedenen Orte bestimmte Herausforderungen. Während die Interviews im Büro in isolierter Atmosphäre unproblematisch verliefen, gestaltete sich die Kulisse im Café aufgrund der vorherrschenden Lautstärke als schwierig und war dementsprechend mit Störungen verbunden. Auch die Befragungen im Garten, besonders im Kleingarten, beinhaltete Schwierigkeiten. Hier konnte vorab kein Termin vereinbart werden, sondern ein spontaner Besuch in einer Kleingartenanlage war dafür erforderlich. Nachdem sich ein Gärtner für ein Gespräch bereit erklärt hatte, wurde eine weitere Gärtnerin der Nachbarparzelle von der Interviewpartnerin ebenso zum Gespräch herangerufen und nahm ebenfalls am Interview teil. Das Problem daran war, dass die Gespräche nicht getrennt werden konnten. Das führte dazu, dass dieses Gespräch nicht mehr mit dieser einen Interviewpartnerin stattfand, sondern eine weitere Person dazu kam und somit eine Gruppendiskussion mit einem Interviewführer und mehreren Gesprächspartnern (Diekmann 2013, S.438) entstand. Der Fokus lag somit nicht mehr auf nur einer Person. Dies war allerdings nicht negativ, nur die Interviewsituation und der vorgegebene Rahmen änderten sich. Der Ort der Befragung beeinflusste den Gesprächsverlauf grundlegend, wodurch man schlussfolgern kann, dass dieser essenziell für die Interviewsituation und deren Entwicklung ist. Auch kann der/die Interviewpartner_in im Büro anders handeln als in einem lockereren Umfeld (Lamnek 2010, S.357). Zwei weitere Interviews wurden im Gemeinschaftsgarten auf der Terrasse geführt, was ebenso mit Störungen verbunden war. Hier wurde vorab ein Termin für ein Interview ausgemacht, das weitere Interview wurde allerdings spontan geführt, indem man die Gärtnerin spontan für das Interview anwarb. Dieser Interviewort wurde als sehr praktisch angesehen, da sich der Interviewführer direkt ein Bild von der Situation machen konnte. Das letzte Interview fand am Eingang eines Krautgartens statt. Die Kulisse war ruhig und das Interview verlief ohne Störungen und Lärm in einer idyllischen Atmosphäre.

Nach der Aufnahme und Transkription der Interviews wurden diese ausgewertet.

6.4. Auswertungsmethode nach MAXQDA12

Die Auswertung erfolgte mit der Software MAXQDA12. Dieses Programm ist Marktführer im Bereich der qualitativen Datenanalyse (Verbi GmbH 2016). Das Programm ist demnach dazu fähig, die Auswertung von Anfang bis zum Ende zu begleiten, vom ersten Arbeitsschritt der Exploration bis hin zur Ergebnispräsentation (Kuckartz 2010, S.12ff.). Die Voraussetzung dafür, das Programm benutzen zu können, ist die Vorlage von digitalisierten Dokumenten wie beispielsweise Transkripte oder Scandokumente (ebd., S.16f.). Die Benutzung von MAXQDA12 minimiert den Zeitaufwand der Datenauswertung und optimiert das Analyseergebnis (ebd., S.19).

Nach der Transkription wurden für diese Transkripte mithilfe des vorgestellten Programms MAXQDA12 Codings erstellt und Codes gebildet.

6.5. Analyse mittels der kategoriengeleiteten Textanalyse

Nach der Auswertung der Interviews wurde die Inhaltsanalyse als Analysemethode gewählt. Die Inhaltsanalyse, die seit den 1930er Jahren einen Teil der Sozialforschung darstellt (Lamnek 2010, S.438), untersucht den Inhalt eines Gesprächs, auch in Hinblick auf die Form des Austauschs, weshalb Mayring sie vielmehr als „kategoriengeleitete Textanalyse“ (2015, S.13) bezeichnen würde. Die Resultate werden in Anlehnung an die Theorie analysiert und interpretiert (Mayring 2015, S.11ff.). Wird das Interview in offener Form geführt, wie es in der vorliegenden Arbeit der Fall ist, eignet sich die Inhaltsanalyse laut Ritsert im besonderen Maße (1975, S.16). Zur Analyse der Interviewergebnisse wurde nun die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring gewählt. Die qualitative Analyse wurde auch aus dem Grund verwendet, weil die Relevanz bezüglich Zahlen und deren Verbindung zu mathematischen Vorgehensweisen, was essenziell für die quantitative Form der Analyse wäre, in dieser Arbeit keine Rolle spielt (Mayring 2015, S.17). Vielmehr interessierte die persönliche Einschätzung der Befragten bei der Erhebung. Bei der qualitativen Inhaltsanalyse werden induktive Kategorien und Unterkategorien gebildet, die die wichtigsten Inhalte aus den Interviews beinhalten. Dies geschieht im ersten Schritt der Zusammenfassung. Danach werden Aussagen genauer untersucht (Explikation), daraufhin strukturiert und die interessantesten Informationen genauer beäugt (ebd., S.67f.). Ein Kriterium war ebenfalls der Bearbeitungszeitraum von zehn Wochen und das persönliche Gespräch, das für die Erhebung von essenzieller Bedeutung war.

Die Kategorien wurden nach der Struktur des Leitfadens gegliedert. Es wurden zu den Themen der Gespräche mehrere Kategorien erstellt, genannt werden hier allerdings nur diejenigen, die für die Forschungsfragen relevant sind. Die Gespräche wurden im Folgenden kategorisiert.

7. Analyse und Kategorien

Im Folgenden werden die Kategorien erklärt und die geführten Interviews analysiert. Dazu werden die Forschungsfragen noch einmal genannt:

1. Von welchen Faktoren hängt die Entwicklung und Teilhabe von Urban Gardening ab und welche soziologischen, ökologischen und ökonomischen Effekte ergeben sich aus Urban Gardening?
2. Was sind die Gründe für die Teilnahme an Urban Gardening und inwiefern variieren diese Gründe der Bürger_innen bezüglich der jeweiligen Gartenformen?
3. Welchen Stellenwert hat die Regionalität bei der Teilnahme an Urban Gardening und ist die Wichtigkeit abhängig vom Konsumverhalten?
4. Haben die Bürger_innen Vorstellungen für die Zukunft, wenn sie sich dem Urban Gardening anschließen und wie erklären sie sich den heutigen Trend?

7.1. Schichtzugehörigkeit

Hier wurde die Kategorie „Gesellschaftsschicht“ gebildet, die in „gehoben“ „mittelständisch“ und „vielfältig“ unterteilt wurde. Dies erschien deshalb als wichtig, um herauszufinden, welche Bürger_innen das Angebot des Urban Gardening annehmen.

Von acht Interviewpartnern können fünf keine eindeutige Einteilung in soziale Schichten beobachten. Herr B sagt allerdings, „das ist eigentlich querbeet, wer da teilnimmt. Es sind Leute aus dem gehobenen Milieu, sag ich jetzt mal so, die einfach daran Spaß haben“ (Herr B, Interview vom 27.04.2016). Frau E sieht ebenfalls jede Schicht vertreten, allerdings hängt dies sehr vom Ort und der Form des Urban Gardening ab, denn „[...] Kleingärten sind bestimmt auch interessant, weil da ja nochmal ein ganz anderes Klientel ist und eine ganz andere Motivationen haben“ (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Die Kleingartennutzerinnen Frau F und Frau G sind der Ansicht, dass im Kleingarten vor allem die Mittelschicht vertreten ist (Frau F, Frau G, Interview vom 18.05.2016): „gut bürgerlich, würd ich sagen“. (Frau G, Interview vom 18.05.2016). Auch werden die Kleingärten mittlerweile von der folgenden Generation immer mehr genutzt (Frau F, Interview vom 18.05.2016). Frau C aus dem Gemeinschaftsgarten sieht die Schicht „bunt gemischt“ (Frau C, Interview vom 10.05.2016) und beschreibt stereotyp, dass von der „[...] Kassiererin aus dem Aldi bis zur Doktorin“ (Frau C, Interview vom 10.05.2016) alles dabei ist. Herr B bemerkt Abhängigkeiten von den Ortsteilen Münchens.

Interessant ist nun, ob gewisse Altersgruppen festzustellen sind.

7.2. Altersgruppen

Die Kategorie „Altersgruppen“ wurde aufgrund des Interesses am soziologischen Hintergrund gebildet. Vier der Befragten sind der Meinung, dass auch das Alter der Teilnehmer_innen an Urban Gardening nicht einzuordnen ist, da jede Altersgruppe gleichermaßen vertreten ist. Die anderen vier Interviewpartner_innen sind der Ansicht, dass es vermehrt junge Leute sind, die sich dafür interessieren. Unter den Jüngeren sind vor allem sehr viele Familien mit Kindern, wobei im Gemeinschaftsgarten momentan weniger Familien mit Kindern zu sehen sind. Eine Interviewpartnerin meinte: „[W]as jetzt mit Urban Gardening unterwegs ist, das ist ja schon

meine Enkelgeneration teilweise, sogar nicht meine Tochtergeneration, das ist die Enkelgeneration.“ (Frau C, Interview vom 10.05.2016). Auch wenn nach diesen Einschätzungen das Verhältnis zwischen Jung und Alt durchaus gemischt ist, fällt vier von acht Interviewpartnern auf, dass Urban Gardening verstärkt bei jüngeren Bürgern Anklang findet. Die Rentnerinnen Frau F und Frau G aus dem Kleingarten erklären diesen Aspekt damit, dass die Kleingartengeneration ausstirbt und die Jungen deshalb nachkommen (Frau F, Interview vom 18.05.2016). Frau E sieht auch hier wieder Abhängigkeiten in der Form des Gartens (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Im Kleingarten ist „[Es] ist ja so reglementierter als Gemeinschaftsgärten, aber ich denke gerade für Familien mit Kindern ist ein Kleingarten gut, weil die haben dann ihren eingezäunten Garten und es ist schon so ein Zurück zur Natur“ (Frau E, Interview vom 18.05.2016).

Nach der soziologischen Überprüfung stehen nun Gründe des Gärtnerns und Folgeerscheinungen der Gartenbewegung im Mittelpunkt.

7.3. Gründe der Teilnahme an den unterschiedlichen Gartenformen

Einstellungen der Teilnehmer_innen sind aufgrund der hohen Bandbreiten an Schichten und Altersgruppen schwer zu verallgemeinern (vgl. Kap. 4). Dennoch machten zwei Befragte den Teilnahmegrund vom Alter abhängig. Die Jüngeren verfolgen tendenziell einen nachhaltigeren Lebensstil und sind oftmals äußerst politisch engagiert und alternativ. Herr A schätzt die Jüngeren ebenfalls so ein, dass sie ein anderes Konsumverhalten haben und ökologisch bewusst leben. Doch die Einstellungen sind gruppen- und projektspezifisch (vgl. Kap. 5).

Die Gründe für das aktive Gärtnern in München wurden in Unterkategorien geteilt. Es wurde zwischen den Gartenformen „Kleingarten“, „Gemeinschaftsgarten“ und „Krautgarten“ unterschieden, da es herauszufinden gilt, ob diesbezüglich Unterschiede in Schichtzugehörigkeit und vor allem Alter zu erkennen sind und ob die Gründe je nach Gartenform variieren.

Außerdem wurden die Unterkategorien „Mitgestaltung der Brachfläche“, „Protest“ und „Lebensqualität“ als Gründe für Urban Gardening erstellt. Die speziellen „Einstellungen“ bildeten ebenfalls eine Unterkategorie, da der Teilnahmegrund von der jeweiligen Einstellung abhängt.

Regionalität als Motivation zur Teilnahme wird gesondert betrachtet. Die Frage des Grundes, Urban Gardening zu betreiben, war deshalb von Bedeutung, damit zum einen die Einordnung des Grundes „Regionalität der Produkte“ klar zu erkennen ist, und zum anderen weitere Effekte durch Urban Gardening gegebenenfalls erkannt werden können.

Unabhängig von der Gartenform ist die Tatsache, dass vor allem das Gefühl von Heimat, ein eigener grüner Fleck in der Stadt oder einfach ein Ort, der zu jederzeit zugänglich ist, die Gründe sind, die in allen drei Gartenformen genannt wurden. Ebenso suchen die meisten Urban Gardening-Teilnehmer_innen Gesellschaft und schätzen die Gemeinschaft und Nachbarschaft, die sie im Garten antreffen. Des Weiteren erhöht ein Garten die Lebensqualität und hilft nach der Arbeit, sich zu entspannen (Frau C, Frau D, Interview vom 10.05.2016; Frau E, Interview vom 18.05.2016). Der Spaß am Gärtnern ist ein in allen Gartenformen vertretener Grund sowie das Arbeiten an der frischen Luft (Frau F, Frau G,

Interview vom 18.05.2016), das in der „Erde Graben“ (Frau C, Interview vom 10.05.2016) und die Arbeit im Garten, die von keinem bewertet wird und nicht mit Erfolg gemessen werden muss, sondern nur gemacht wird, um sich zu individualisieren und sich selbst zu verwirklichen (Frau H, Interview vom 25.05.2016).

Erst in Bezug auf Lebensmittel spalten sich die Bedürfnisse. Frau C vermutet einen „[...] backlash, dass eigentlich viele Menschen merken, ja aber das Kaufen und das Konsumieren ist es doch nicht“ (Interview vom 10.05.2016). Und auch die Tatsache,

„[...] dass viele Menschen wirklich sich auch beschäftigen damit, mit dieser ganzen globalen Entwicklung und einfach auch Sorge haben und sich auch versuchen, ein bisschen autonomer zu werden und zu versuchen, was kann ich denn selber machen.“ (Frau C, Interview vom 10.05.2016)

scheint ein Grund der Teilnahme zu sein. Für Kleingärtner_innen und Krautgärtner_innen ist der Gemüseanbau und die Selbstversorgung der Hauptgrund, denn „[...] die Leute, die mehr Verantwortung oder mehr Energie da reinsetzen, die steigen anders ein, die steigen in Kleingärten ein, in einem Krautgarten [...]“ (Herr A, Interview vom 27.04.2016). Auch erhöht das Gärtnern und der eigene grüne Fleck die Lebensqualität (Frau F, Frau G, Interview vom 18.05.2016). Auffällig war ebenfalls, dass sechs von den acht Befragten vom Land kommen und angeben, dass sie die Natur und das Grüne in der Stadt vermissen. Das Interesse an Urban Gardening könnte demnach davon abhängen, „[...] ob man [es] gewohnt ist, ein eigenes Stück Land zu haben und eben auch da in der Erde zu graben oder ob man [...] gewohnt ist, ins Grüne zu fahren und spazieren zu gehen“ (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Daraus könnte die Theorie entstehen, dass vor allem diejenigen Bürger_innen urbanen Gartenbau betreiben, die auf dem Land aufgewachsen sind und demnach ein größeres Bedürfnis nach einem Stück Natur in der Stadt haben. Dazu müssten allerdings noch weitere Studien durchgeführt werden.

Die Frage, ob Urban Gardening auch als Protest der Gesellschaft gesehen werden kann, wird von vier Befragten verneint (Frau H, Interview vom 25.05.2016). Zwei der vier Personen würden es von Ort und Projekt abhängig machen. Herr B sieht keinen Protest in deutschen Städten, vielmehr bei Vorreiterstädten wie New York, in der die Bewegung aufgrund des Notleidens entstanden ist (Interview vom 27.04.2016). Eine Befragte sieht Urban Gardening als Protest, da der Begriff Urban Gardening schon allein Protest impliziert und eine Bewegung zu spüren ist. Allerdings müsste diese noch mehr Anklang finden. Lediglich eine Befragte sieht es, wenn überhaupt, als passiven Protest an. Frau E meint, „Protest ist immer so dagegen, es geht ja da drum, einfach positiv einfach was anders zu machen, aber wir sehen doch, dass bei den meisten, die wollen wirklich garteln und die wollen das nicht als politisches Statement sehen“ (Interview vom 18.05.2016). Dennoch ist „diese Art von mir zu sagen, das ist meine Lebensqualität, ist natürlich auch schon eine Art Protest, würd ich sagen. Ich will nicht konsumieren, ich will nicht shoppen gehen, sondern ich geh in den Garten. Aber das ist sehr...sehr leise, sehr versteckt“, meint Frau E in Bezug auf München (Interview vom 18.05.2016). Wenn man das allerdings politisch betrachten will, dann ist es der Versuch, ein weniger anonymes und entfremdetes Leben zu führen (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Auch weist sie abschließend darauf hin, dass es wiederum auf das Projekt und die Menschen selbst ankommt. Für Herrn A ist Urban Gardening ebenfalls „[...] der ganz frühe beginnende Versuch, diese Nischen vielleicht zu sichern“ (Interview vom 27.04.2016). Ebenso ist laut

Herrn A Sehnsucht der Grund der Teilnahme der Bürger_innen an Urban Gardening. Er beobachtet „[...] eine Sehnsucht, vielleicht auch in der hochverdichteten Stadt plötzlich Idylle zu finden, und das ist ja nichts anderes wie Idylle, wie ein kleines Paradies, das Paradies Gärtlein, mitten in der hochverdichteten, extrem teuren Stadt, das ist ein Sehnsuchtsverhalten, das im Prinzip befriedigt wird“ (Interview vom 27.04.2016).

Nun ist die Einschätzung der Befragten interessant, welchen Stellenwert die Regionalität beim Gärtnern einnimmt.

7.4. Regionalität als besonderer Grund für Urban Gardening

Die Kategorie zur Wichtigkeit der Regionalität der Produkte bei Urban Gardening ist für diese Arbeit besonders interessant. Die Kategorie „Regionalität“ wurde weiter unterkategorisiert in „Konsumverhalten“. Auffallend an der Beantwortung dieser Frage nach der Wichtigkeit der Regionalität der Produkte, war, dass alle acht Gesprächsteilnehmer bei Urban Gardening den Aspekt der Regionalität als wichtig erachteten, allerdings nicht als Hauptmotivation zum Gärtnern sehen. Sechs dieser acht Befragten gärtnern aktiv, allerdings nicht aus dem Hauptgrund der regional angebauten Produkte. Herr A sieht den Grund der Regionalität als zweitrangig an, allerdings kommt es aus seiner Sicht abermals auf die jeweilige Gartenform an. Er schätzt den Aspekt der Regionalität in Krautgärten und Kleingärten höher ein als bei anderen Urban Gardening-Flächen wie beispielsweise dem Projekt des Grünsptzes, auf dem Hochbeete stehen, denn hier spielt der Platz eine wesentliche Rolle (Interview vom 27.04.2016).

Diese Meinung, dass in Krautgärten Regionalität eine wichtige Rolle spielt, vertreten vier der acht Befragten. Denn hier kommt es vor allem auf Selbstversorgung und die Menge an Gemüseertrag an, die erwirtschaftet werden (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Frau F und Frau G bauen in ihrem Kleingarten Gemüse aus dem Grund der Selbstversorgung an (Interview vom 18.05.2016). Frau H, die selbst im Krautgarten aktiv ist, baut ebenfalls zur Selbstversorgung an (Interview vom 25.05.2016) und Herr B vermutet von den meisten Gärtnern im Krautgarten, dass Regionalität für diese wichtig ist (Interview vom 27.04.2016). Drei der Befragten sagen deutlich, dass die Parzellen für eine Selbstversorgung in vielen Gartentypen zu klein sind, um ernsthaft Gemüseanbau betreiben zu können. Ein weiteres Problem stellt die Bodenbeschaffenheit dar. Viele Flächen sind aufgrund der Bodenqualität nicht dafür geeignet, bestimmte Arten von Gemüse anzubauen (Frau D, Interview 10.05.2016). Frau E behauptet ebenso, dass viele Personen gärtnern, ohne das nötige Know-How über die Erde zu haben, die sie bepflanzen, oder auch mangelndes Wissen über die Herkunft des Gießwassers haben. Sie vertraut, was gesunde Lebensmittel betrifft, lieber dem/der Ökobäuer_in. Dennoch glaubt sie, dass vielen Teilnehmer_innen die Frische der Lebensmittel schon wichtig ist (Interview vom 18.05.2016). Es gibt allerdings auch Personen, die zu wenig Geld zur Verfügung haben, um jeden Tag im Bioladen ihr Gemüse einkaufen zu können, diese erfreuen sich besonders an ihrem eigenen Gemüse (Frau C, Interview vom 10.05.2016).

Ein weiterer Aspekt, der wichtig ist, um die Forschungsfrage zu beantworten, ist die Abhängigkeit der Wichtigkeit von Regionalität bei Urban Gardening vom praktizierten Konsumverhalten. Auffällig ist, dass bei sieben von acht Befragten ein spezielles

Konsumverhalten zu erkennen ist. Diese Befragten legen Wert darauf, regional und Bio einzukaufen. Sie bevorzugen den Einkauf im Hofladen oder bei Biobäuer_innen. Frau H kauft nur auf dem Bauernmarkt und ausschließlich saisonal ein. Ihr ist Saisonalität wichtiger als Bioprodukte (Interview vom 25.05.2016), ebenso Herrn B (Interview vom 27.04.2016). Frau G kauft nicht explizit im Biomarkt ein, allerdings prüft sie Etikett und Herkunftsland (Frau G, Interview vom 18.05.2016), Frau F bewirtschaftet ihren Garten biologisch. Frau E kauft gerne beim Bauern ein oder in Läden mit ähnlicher Qualität (Interview vom 18.05.2016).

Nun wird geklärt, ob aus Urban Gardening positive oder negative Effekte entstehen.

7.5. Effekte aus Urban Gardening

Interessant bei der Analyse ist ebenso die Beantwortung der Forschungsfrage, welche Effekte durch Urban Gardening entstehen, sowohl in ökologischer als auch in soziologischer und ökonomischer Hinsicht. Dazu wurde die Kategorie in „sozial“, „ökologisch“ und „ökonomisch“ unterteilt. Der wichtigste Effekt, der bei Urban Gardening ganz klar zu erkennen ist, ist die Integration. Dies sagen fünf der acht Befragten explizit. Viele der Urban Gardening-Projekte sind nahezu darauf ausgelegt, Integration zu fördern und zu erzielen (Herr A, Interview vom 27.04.2016). Der Krautgarten in der Blumenau beispielsweise hat eine Parzelle für Flüchtlinge angelegt (Frau H, Interview vom 25.05.2016) und Organisatoren der Gemeinschaftsgärten veranstalten Abende, an denen die ausländischen Mitglieder Gerichte aus der Heimat kochen und anbieten (Frau C, Interview vom 10.05.2016). Auch formuliert sie das Problem, „[...] dass es wirklich durch die Politik der letzten Jahrzehnte wirklich Parallelgesellschaften entstanden sind in Deutschland“ (Frau C, Interview vom 10.05.2016). Das mit der Integration eng verbundene Gemeinschaftsgefühl als Effekt nennen alle Befragten. Dieses ist den Teilnehmer_innen enorm wichtig. Frau E ist der Meinung, „[...] dass durch die Konflikte, die immer wieder auftreten in der Gemeinschaft, dass es hier auch ein Übungsfeld gibt, dass man sich damit auseinandersetzt und versucht, eine Lösung zu finden, was wir ja sonst nicht tun müssen“ (Interview vom 18.05.2016). Die Anonymität der Menschen wird aufgelöst (Herr B, Interview vom 27.04.2016). Daraus ergibt sich der Nebeneffekt der Zusammenarbeit (Herr A, Herr B, Interview vom 27.04.2016), des Erfahrungsaustauschs (Herr B) und die Entstehung eines Verantwortungsbewusstseins (Herr A, Herr B, Interview vom 27.04.2016; Frau E, Interview vom 18.05.2016). Die Teilnehmer_innen lernen nicht nur, Verantwortung für ihr Beet und ihre Parzelle zu übernehmen, sondern auch für ihre Stadt (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Herr A sieht den Effekt, dass sich Leute mit ihrem Wohnort wieder identifizieren und sich dafür interessieren können und er sieht auch den Effekt, dass Kinder wieder Natur begreifen können und betrachtet das als wichtige Erfahrung (Interview vom 27.04.2016). Frau E sieht im Gärtnern den positiven Effekt,

„[...] wieder in Kontakt zu kommen und zu wissen auch, wo es herkommt, also auch diese Fähigkeit wieder zu haben, beurteilen zu können, ob ein Gemüse gut ist oder nicht und das können die Leute ja gar nicht mehr, die sehen irgendwie hier Tomaten aus Holland und sagen, die sehen hübsch aus, aber die wissen nicht, dass sie nicht schmecken, also die können das gar nicht mehr beurteilen.“ (Interview vom 18.05.2016)

7.6. Gründe des Trends

Vier der Befragten erkennen einen deutlichen Trend hin zum aktiven Gärtnern, denn Wartelisten sind lang und „[w]enn man sich die Kleingartensituation anschaut und die Mietverhältnisse ist das ja so, dass es da immer Schwankungen darin gibt, also vor sagen wir mal zehn, fünfzehn Jahren hätten wir gesagt, es gibt eine Abwärtstendenz, seit fünf oder sieben Jahren kriegt man keine einzige Fläche mehr“ (Interview vom 27.04.2016). Zwei von acht Befragten sehen eine deutliche Modeerscheinung hinter Urban Gardening, die nicht langanhaltend ist, sondern wieder abflacht. Fünf weitere Befragte sind allerdings der Meinung, dass weit mehr als nur eine Modeerscheinung hinter dem Trend von Urban Gardening zu erkennen ist. Sowohl der oben bereits genannte backlash oder das Bedürfnis, „[...] einfach mit seinen Händen wieder was zu schaffen und nicht nur brain und nicht nur Internet“ könnten Gründe dafür sein (Frau C, Interview vom 10.05.2016) und Herr A sieht dahinter eine Art Erziehung (Interview vom 27.04.2016). Frau E vertritt die Einschätzung, „[...] dass die Menschen wieder direkte Bezüge haben wollen, weil alles so unpersönlich und global und groß geworden ist und einfach einen direkten Bezug zur eigenen Stadt, zur Erde und zu den Lebensmitteln und auch zu den Leuten, die da mitmachen“ (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Gestaltung und sich mit der Stadt beschäftigen wird den Bürgern immer wichtiger und so entwickelt sich eine ganz andere Beziehung zur Stadt (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Frau H sieht die vermehrte Teilnahme von jungen Leuten als Anstoß des Trends (Interview vom 25.05.2016).

Die Zukunft von Urban Gardening sieht die Mehrzahl der Befragten zwar positiv, allerdings auch kritisch. Zwei der Befragten sehen eine Abflachung des Trends aufgrund der Flächenknappheit und befürchten einen Rückgang des Interesses an Urban Gardening. Die Mehrzahl der Befragten vermutet keine rückläufige Entwicklung, tendenziell erwarten sie ein Interesse auf gleichbleibendem Niveau. Die Problematik wird hier vor allem in der Knappheit der Flächen gesehen als auch in der politischen Einstellung der Stadt München. Frau H glaubt zwar, dass die Sehnsucht nach Raum in München sehr hoch ist (Interview vom 25.05.2016), allerdings sieht Frau E die Zukunft vielmehr in Dachgärten, denn diese werden von der Stadt vorangetrieben und gewünscht (Interview vom 18.05.2016). Sie glaubt nicht, dass der Trend rückläufig ist. Dennoch ist sie der Ansicht, dass viele Münchner_innen aufgrund der nahen ländlichen Umgebung noch kein derartig großes Bedürfnis nach Gärten haben, was laut Herrn B geschichtlich gesehen schon ein Grund der langsamen Entwicklung des Urban Gardening in Münchens war (Interview vom 27.04.2016).

Nun gilt herauszufinden, ob Visionen ebenso eine Rolle beim Gärtnern spielen.

7.7. Visionen der Teilnehmer

Die „Vision“ als Kategorie soll Zukunftsbilder der Urban Gardening-Akteure sammeln, um die Forschungsfrage, welche Zukunftsbilder hinter Urban Gardening zu erkennen sind, beantworten zu können. Frau G hat das Anliegen, nicht alle Angebote zu kaufen, sondern darauf zu achten, wo die Produkte herkommen. Außerdem sollte die Umwelt noch mehr geschützt werden, denn „[d]er einzelne, der normale, der kann [...] so viel ausrichten“ (Interview vom 18.05.2016). Herr B sieht es ebenfalls aus der ökologischen Sicht. Denn die Stadt mit ihm als Ansprechpartner hat sich zur Aufgabe gemacht,

„[...] eine Connection herzustellen zwischen den Grüngürtellandschaften und den städtischen Kantinen und vielleicht kann man da drauf aufbauen, ja auch andere Kantinen mal ansprechen, den Einzelhandel ansprechen. Wir versuchen auch gerade, die Marke „Münchner Grüngürtel“ ins Leben zu rufen.“ (Interview vom 27.04.2016)

Auch hat die Stadt weitere Zukunftsbilder und möchte mit Urban Gardening „[...] Regionalität fördern, die Zufriedenheit der Bürger herstellen mit ihrem Wunsch nach Gartenflächen“ (Herr B, Interview vom 27.04.2016). Frau E meint, dass

„[...] bei denen, die Visionen haben, also die, die das auch ein bisschen politischer sehen, ist ganz stark im Vordergrund, dass die Stadt nicht so anonym ist, sondern dass das so umgestaltete Erfahrungsräume gibt, dass nicht alles gerade in München so hübsch gemacht wird und fertig vorbereitet wird, sondern dass wir sagen, es muss wirklich auch so Unorte geben, wo die Stadtverwaltung sich überhaupt nicht drum kümmert und die den Bürgern einfach zur Verfügung stehen und auch wenns vielleicht nicht jedermanns Geschmack ist oder da irgendwie was Chaotisches dabei rauskommt, dann wird das zu einer Stadt, das muss möglich sein.“ (Frau E, Interview vom 18.05.2016)

Frau E sieht bei vielen Teilnehmer_innen die Vision „[...] die Stadt gehört uns und wir lassen uns nicht vorschreiben, was da gemacht wird, wir wollen mitgestalten“ (Interview vom 18.05.2016). Auch Frau C sieht die Zukunftsvorstellung der Bürger dahinter, wieder selbst ihre Stadt gestalten zu können und „[...] Teile der Stadt wieder in Besitz zu nehmen“ (Interview vom 10.05.2016) und vermutet somit die Vision und den Wunsch dahinter, dass es zukünftig mehrere dieser Orte geben wird (Interview vom 10.05.2016).

Neben den positiven Aspekten gibt es allerdings auch Schwierigkeiten, die die Entwicklung des Urban Gardening in München hindern könnten.

7.8. Problematiken und Abhängigkeiten

Wie bereits in Kapitel 5 erwähnt wurde, gibt es Probleme in München, die der positiven Entwicklung von Urban Gardening im Weg stehen könnten. Die Hauptkategorie „Abhängigkeiten“ wurde in die Kategorien „Zwischennutzungsfläche“, „Flächeneignung“ und „Probleme“ unterteilt.

Urban Gardening wird, wie alle Befragten angaben, nur zeitweise auf Zwischennutzungsflächen betrieben. Auf diesen Flächen herrscht ein erheblicher Nutzungsdruck (Herr A, Interview vom 27.04.2016). Solche Flächen wie der Grünsplatz werden dann geteilt und Urban Gardening als Aktivierungsprogramm eingeführt (Herr A, Interview vom 27.04.2016). Auch auf einer anderen Fläche existiert schon seit Jahren ein Urban Gardening-Projekt, wobei auch hier jederzeit mit der Beendigung gerechnet werden muss (Frau C, Interview vom 10.05.2016; Frau E, Interview vom 18.05.2016). Diese Flächen sind im heutigen München rar und Millionen wert (Frau E, Interview vom 18.05.2016). Vier der Befragten erzählen, dass viele Flächen, die für Urban Gardening genutzt werden können, aufgrund der Bodenbeschaffenheit für verschiedene Pflanzen nicht optimal oder kontaminiert sind. Deshalb werden oft Hochbeete verwendet oder auch nur wenig Lebensmittel angebaut.

Es werden zwar „agrарstrukturelle Untersuchungen“ (Herr B, Interview vom 27.04.2016) von Seiten der Stadt durchgeführt, wenn es um einen neuen Standort für einen Krautgarten geht (Herr B, Interview vom 27.04.2016). Allerdings ist dies tendenziell mit enormen Kosten verbunden und deshalb kann jedes Gartenprojekt selbst entscheiden, ob er den Boden untersuchen lässt (Frau E, Interview vom 18.05.2016).

Hauptprobleme des Urban Gardening in der Großstadt München sind demnach oft die mangelnde Bodenqualität und die fehlenden Flächen, vor allem im zentralen Bereich (Herr B, Interview vom 27.04.2016). Gründe dafür könnten die Fortschreitung der Verdichtung der Stadt sein und die Wohnungspolitik, die in München geführt wird (Frau E, Interview vom 18.05.2016; Frau C, Interview vom 10.05.2016; Frau H, Interview vom 25.05.2016).

Ein negativer Aspekt liegt noch in der Organisation der Gärten. Diese sind laut von der Haide abhängig von freiwilligen Mitarbeitern. Doch ohne professionelle Betreuung und Organisation hat ein Garten wenig Aussicht auf Erfolg, denn Betreuung ist essenziell für ein Urban Gardening Projekt (Herr A).

Die Interviews wurden nun analysiert und im Folgenden interpretiert.

8. Interpretation

Betrachtet man die aus der qualitativen Befragung hervorgehenden Ergebnisse, so lassen sich Zusammenhänge feststellen. Schichtenzugehörigkeit und Altersgruppen lassen sich schwer einordnen, wobei ein Schub junger Bürger_innen oder Familien wahrnehmbar ist. Die Befragten können trotz Gartenform und Ortsabhängigkeit keine eklatanten Einordnungen verschiedener Schichten und Altersgruppen erkennen (vgl. Kap.5,7). Diese Mischung der Bevölkerung könnte demnach ein Zeichen für Integration und Gemeinschaft sein, die einen positiven Effekt darstellt. Das Konzept der Gärten scheint demnach aufzugehen und alle Bürger_innen anzusprechen. Es scheint eine enorme Durchmischung von verschiedenen Schichten vorhanden zu sein. Vor allem in Problemvierteln wie dem Hasenberg in München scheint solch ein Projekt gut anzukommen und die Nachbarn zu vereinen. Allerdings kann auch vermutet werden, dass Orteile mit weniger durchmischten sozialen Schichten auch ein anderes Klientel in den Gärten aufweisen. Schlussendlich lässt sich allerdings sagen, dass das Gärtnern bei jeder Gesellschaftsschicht beliebt ist und die Projekte von allen Bürger_innen angenommen werden.

Die Wichtigkeit der Regionalität scheint allerdings formspezifisch zu sein und hat, glaubt man den Befragten, in jeder Gartenform einen anderen Stellenwert. Dieser scheint in Krautgärten am höchsten zu sein, aber auch für Kleingärtner_innen spielt regional angebautes Gemüse eine immer wichtigere Rolle (vgl. Kap.5,7).

Beim Beobachten des Konsumverhaltens der Gärtner_innen wurde festgestellt, dass fast alle Befragten Wert auf regionale, saisonale Produkte legen. Das Konsumverhalten ist demnach nicht nur gartenformabhängig, auch wenn es vermutlich in Krautgärten ausgeprägter ist als in den anderen Gärten, denn die Befragten gehören unterschiedlichen Gartenformen an oder beschäftigen sich mit Urban Gardening. Demnach scheint das bewusstere Konsumverhalten oftmals ein Grund zur Teilnahme an Urban Gardening zu sein. Die Krautgärten, die als Selbsterntegärten bezeichnet werden, sind darauf ausgerichtet, viel Gemüse anbauen zu können, während Gemeinschaftsgärten hingegen in der Regel zu kleine Parzellen bieten und eine Selbstversorgung demnach nicht im Mittelpunkt des Gärtnerns stehen kann (vgl. Kap.4,7). Abschließend kann man einen gewissen Zusammenhang zwischen bewussten Konsumverhalten und den Krautgärtnern erkennen.

Allerdings scheint bei den meisten Gärtner_innen, unabhängig vom Gartentyp, ein nachhaltiges Konsumverhalten praktiziert zu werden (vgl. Kap.7). Das kann dafür sprechen, dass sich diese Bürger_innen tendenziell bewusster ernähren und mehr Wert auf die Herkunft und die Frische der Produkte legen, auch wenn nicht der eigene Anbau von Gemüse im Vordergrund steht.

Auch könnte aufgrund der Befragung vermutet werden, dass ein enger Zusammenhang zwischen dem Elternhaus am Land oder dem Aufwachsen als Stadtkind existiert, denn die Mehrzahl der Befragten gab an, am Land großgeworden zu sein (vgl. Kap.7). Das Bedürfnis einer Person, einen Garten in der Stadt zu besitzen, könnte demnach größer sein, wenn diese mit einem Garten Erfahrungen gemacht hat. Stadtkinder dagegen wissen nicht, wie es sich anfühlt, im Garten zu spielen und demnach vermissen diese vermutlich nichts und haben

diesbezüglich wohl andere Wünsche als einen Garten. Dies müsste jedoch durch Forschungsarbeiten weiter untersucht werden.

Urban Gardening als Protestverhalten scheint eine weniger große Rolle zu spielen und keine Hauptmotivation zu sein, auch wenn einzelne junge Teilnehmer_innen in manchen Projekten sehr politisch und alternativ agieren. Dies scheint vielmehr eine Ausnahme zu sein und ist in Deutschland weniger ausgeprägt. Sie spielt in der Realität in München weniger eine Rolle.

Folgt man den Expertenmeinungen, so scheint das zukünftige Hauptproblem für Urban Gardening in der Landeshauptstadt München die hohe Verdichtung und die daraus resultierende Flächenarmut zu sein. Auch wenn die Münchner Bürger_innen zwar ein nahes Erholungsumland als Vorteil besitzen, wird durch den fortschreitenden Wohnungsbau und die daraus folgende Verdichtung der Trend Urban Gardening bestehen bleiben.

9. Diskussion

Der Vergleich der Theorie mit der Praxis soll nun zeigen, inwieweit sie übereinstimmen und Antworten geben können. Noch einmal zu erwähnen sind hier die Forschungsfragen:

1. Von welchen Faktoren hängt die Entwicklung und Teilhabe von Urban Gardening ab und welche soziologischen, ökologischen und ökonomischen Effekte ergeben sich aus Urban Gardening?
2. Was sind die Gründe für die Teilnahme an Urban Gardening und inwiefern variieren diese Gründe der Bürger_innen bezüglich der jeweiligen Gartenformen?
3. Welchen Stellenwert hat die Regionalität bei der Teilnahme an Urban Gardening und ist die Wichtigkeit abhängig vom Konsumverhalten?
4. Haben die Bürger_innen Vorstellungen für die Zukunft, wenn sie sich dem Urban Gardening anschließen und wie erklären sie sich den heutigen Trend?

Betrachtet man das Alter und die Schichtzugehörigkeit der Teilnehmer_innen von Urban Gardening, sind Übereinstimmungen zwischen Forschung und Praxis zu finden. Eine Schichtzugehörigkeit und Altersgruppenerkennung kann nicht identifiziert werden (vgl. Kap.5,7). Die vermehrte Teilnahme junger Leute ist zwar zu beobachten, allerdings ist dies auch gartenform- und projektabhängig (vgl. Kap.4). Diese Aussagen unterstreichen die enorme soziale Wirkung der Gärten, die die erfolgreiche Integration aller Schichten deutlich zeigt und ein großes soziales Potenzial birgt. Das Alter und die Schichtzugehörigkeit waren demnach essenziell für die Beantwortung des sozialen Effekts.

Wie in Kapitel 4 schon festgestellt, gibt es viele junge Personen, die in bestimmten Gartenprojekten politisch engagiert sind. Allerdings wird in München Urban Gardening nicht als Protestaktion gesehen. Dies wurde in der Vergangenheit öfter festgestellt und laut Experten ist das kein wesentlicher Grund mehr zur Teilnahme.

Doch interessant ist nun, was die Bürger_innen dazu bewegt, in der Stadt zu gärtnern. Auch hier sind Übereinstimmungen zwischen Literatur und Praxis festzustellen. Die Beweggründe für das Gärtnern sind stark von der jeweiligen Gartenform abhängig. Zwar sind die Motivationen der Gärtner_innen in jeder Gartenform ähnlich, allerdings lassen sich dennoch Unterschiede feststellen. Während in Gemeinschaftsgärten Teilnehmer_innen vor allem Ruhe, Erholung und Kontakt zu anderen Bürger_innen suchen und laut Baier (2013, S.323) das Engagement der Bürger_innen sehr wichtig erscheint, begründen viele Teilnehmer_innen des Krautgartens die Selbstversorgung durch den eigenen Anbau an Gemüse, was durch die wesentlich größeren Parzellen möglich ist. Auch im Interkulturellen Garten wird die Lebensmittelversorgung als Grund angegeben.

Mithilfe der Literatur und der Befragungsergebnisse konnte festgestellt werden, dass im Kleingarten vor allem das aktive Gärtnern eine Rolle spielt sowie die Natur um sich zu haben und sich erholen zu können. Das Ernten und der Gemüseanbau sind zwar auch eine Motivation, allerdings zweitrangig, denn laut der Befragten sind das Gärtnern und die Gemeinschaft ausschlaggebende Gründe für diesen Gartentyp (vgl. Kap.4).

Die Forschungsfrage, inwiefern die Einstellung der Teilnahme bezüglich der verschiedenen Gartenformen variiert, wird nun wie folgt beantwortet werden:

Betrachtet man diese Gründe, kann festgestellt werden, dass nahezu die gleichen Motivationen in den jeweiligen Gartenformen vertreten sind, allerdings mit unterschiedlicher Gewichtung. Während im Gemeinschaftsgarten Integration und im Kleingarten Gemeinschaft und das aktive Gärtnern vorrangig sind, liegt im Krautgarten der Schwerpunkt in der Regionalität der Produkte und deren Anbau. Die Frage, welchen Stellenwert die Regionalität der Produkte bei der Teilnahme bei Urban Gardening hat, konnte bisher nur teilweise beantwortet werden. Die Regionalität der Produkte spielt in den Krautgärten die wichtigste Rolle. Dies stellen Literatur und Praxis gleichermaßen dar. Allerdings meint die Autorin Frau Christa Müller beispielsweise, dass Gemeinschaftsgärten und Interkulturelle Gärten ebenso zur Selbstversorgung konzipiert sind. Dies ist laut der Befragten in München allerdings ein Flächenproblem, denn in den Gemeinschaftsgärten sind die Parzellen für eine richtige Selbstversorgung zu klein. Auch ist das Grundprinzip des Gartens ein anderer, denn Integration und Gemeinschaft sind hier vor allem wichtig (vgl. Kap.4,7).



Abbildung 1: Parzellen im Krautgarten Blumenau; eigene Aufnahme.

Die Teilnehmer_innen in den Krautgärten legen Wert darauf, ihre frischen Produkte ernten zu können und zur Selbstversorgung zu nutzen. Sind die Hauptgründe der meisten Gärten die Gesellschaft und das Gemeinschaftsgefühl, so ist im Krautgarten die Regionalität der essenzielle Grund zur Teilnahme. Nicht nur die Grundidee dieses Projektes scheint hierfür grundlegend zu sein, sondern auch die wesentlich größeren Parzellen von 30-60 m² im Krautgarten. Anhand des Bildes (Abbildung 1) wird deutlich, dass die Fläche wesentlich mehr Möglichkeiten zum Anbau von Gemüse bietet als die Parzellen des Gemeinschaftsgartens im Petuelpark beispielsweise. Dort gestaltet sich die Selbstversorgung aufgrund der knapp bemessenen Parzellenfläche von 3-6 m² mit eigenem Gemüse schwierig (Abbildung 2; vgl. Kap.4,7).



Abbildung 2: Parzellen im Gemeinschaftsgarten Petuelpark in Milbertshofen; eigene Aufnahme.

Die Anbaufläche ist daher auch der Grund, dass die Krautgärten nicht direkt im Zentrum Münchens liegen können, da sie viel weitläufiger sind und diese Flächen mitten in München nicht aufzubringen sind. Ebenso gab die Literatur soziale, ökologische und ökonomische Effekte für Stadt und Bürger_innen an (vgl. Kap.5). Dies wurde ebenfalls in der Befragung bejaht, allerdings war klar zu erkennen, dass in München vor allem der soziale Effekt hervorgehoben wurde. Dies könnte sich nicht zuletzt mit Bourdieu erklären lassen, der dieses Phänomen als soziales Kapital beschreibt, was alle Ressourcen umfasst, „[...] die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu 2012, S.238). Integration und Gemeinschaft scheinen in urbanen Gärten maßgeblich zu sein. Der Garten bietet einen Ort, der jederzeit zugänglich ist und Menschen offen steht, die dieselben Interessen haben. Allerdings schätzt Frau D als aktive Gärtnerin, außerhalb des Gartens keinen Zwang zu haben, die Personen ebenfalls zu treffen (Interview vom 10.05.2016). So könnte die Integration nur innerhalb des Kollektivs „Garten“ existieren und demnach an bestimmten Orten stattfinden.

Es wurden vor allem der Effekt der Gemeinschaft, der Solidarität und das Treffen mit anderen Menschen als Grund angegeben, und das spiegelte sich auch in der Einschätzung bezüglich der entstehenden Effekte wieder (vgl. Kap.5, 7).

Urbane Gärten scheinen demnach zwar den ökologischen und ökonomischen Aspekt ebenfalls zu berücksichtigen und die Effekte scheinen unterschwellig wohl auch aufzutreten, allerdings

steht der soziale Effekt, nämlich die Integration aller Bevölkerungsschichten und Altersgruppen an erster Stelle. Das zeigen sowohl die Literatur und die Ergebnisse der Befragung. Allerdings wurden ökologische und ökonomische Effekte von den Befragten als zweitrangig angesehen (vgl. Kap.7). Hier kann demnach ebenfalls ein Zusammenhang zwischen der Wichtigkeit der Regionalität und der Größe des ökologischen Effekts erkannt werden. Beides scheint bei diesen Projekten eher zweitrangig zu sein.

Zudem ist interessant, ob ein Zusammenhang zwischen der Bedeutung der Regionalität von Produkten bei Urban Gardening und des Konsumverhaltens der Teilnehmer_innen besteht. In der Literatur scheint zu diesem Thema noch Forschungsbedarf zu bestehen. Folgt man den Ausführungen von Meyer-Rebentisch (2013, S.86), die eine Verunsicherung der Bürger bezüglich Lebensmittel und deren Einkauf feststellt (vgl. Kap.5), so kann daraus geschlossen werden, dass ein Zusammenhang der wachsenden Teilnahme an Urban Gardening und der Lebensmittelunsicherheit bestehen könnte. Auch die Experten untermauern diesen theoretischen Ansatz, denn die Mehrzahl der Befragten kauft aus eigener Sicht bewusst ein und ernährt sich nur von saisonalen und regionalen Produkten.

Es könnte demnach ein deutlicher Zusammenhang zwischen Konsumverhalten und der Wichtigkeit regionaler Produkte herrschen. Der Besitz eines Gartens, das aktive Gärtnern und Anbauen von Gemüse scheinen oftmals das bewusste Konsumverhalten der Teilnehmer_innen zu bedingen. Des Weiteren geben mehrere der Befragten an, dass sie glauben, dass ein bewusstes Essverhalten und Urban Gardening zusammenhängt und die Teilnehmer_innen dem Thema offener gegenüberstehen als andere Bürger_innen, die kein Urban Gardening betreiben. Viele Teilnehmer_innen beschäftigen sich mit Natürlichkeit und vermutlich auch mit der Entwicklung der Lebensmittelwirtschaft. Auch die steigende Anzahl an Allergien auf chemische Zusätze in Lebensmitteln könnte zur natürlichen Produktion von Lebensmitteln motivieren. Zudem zeigte das individuelle Essverhalten der Befragten ihre Tendenz zur bewussten Auswahl von Lebensmitteln. Auch wenn Regionalität zwar immer beliebter wird, steht sie bei Urban Gardening hinter dem Ziel der Integration. Dennoch scheint ein gewisses bewusstes Konsumverhalten der Gärtner_innen erkennbar zu sein.

Betrachtet man die Effekte, die aus Urban Gardening hervorgehen, so sind die Ergebnisse aus den qualitativen Befragungen theoriekonform. Die Forschungsfrage, welche Gründe die Entwicklung und Teilhabe von Urban Gardening und welche soziologischen, ökologischen und ökonomischen Effekte sich daraus ergeben, lässt sich demnach durch Ergebnisse aus der Theorie und der qualitativen Befragung beantworten.

Aus den oben genannten Erkenntnissen sind vor allem positive Effekte aus Urban Gardening zu erkennen, die sich sowohl für die Bewohner_innen an sich auswirken, als auch für das gesamte soziale Klima und die zukünftige Stadtentwicklung. Betrachtet man nun die Ergebnisse in Hinblick auf die Forschungsfrage, wird deutlich, dass es weniger die ökonomischen oder ökologischen Effekte sind, sondern vielmehr der soziologische Aspekt ausschlaggebend ist. Die Stadt München profitiert dahingehend, dass Ortsteile wie Hasenberg oder Milbertshofen einen Ort der Ruhe bieten, der den jeweiligen Ortsteil sowohl verschönert als auch individualisiert. Dazu entsteht eine Gemeinschaft, die gerade für die Flüchtlingsproblematik der heutigen Zeit womöglich hilfreich sein könnte. Bürger_innen lernen durch solche Projekte im Rahmen des Urban Gardening, über ihren Horizont

hinauszuschauen (Frau C, Interview vom 10.05.2016) und Klischeevorstellungen loszulassen (Frau D, Interview vom 10.05.2016). Kinder können in der hochverdichteten Stadt München lernen, wie Gemüse wächst und was in der Natur passiert.

Dennoch sind – wenn auch in geringerem Maße – ebenfalls ökologische und ökonomische Effekte zu erkennen, die sowohl in der Theorie erforscht wurden, als auch von der Praxis bestätigt werden. Denn sie können in Zukunft beitragen, die Luftqualität in der Stadt zu verbessern.

Nun gilt es zu klären, von welchen Aspekten die Entwicklung des Urban Gardening abhängig sind. Hier stimmen Theorie und Praxis ebenfalls überein. Wie auch in allen anderen Großstädten, in denen Urban Gardening betrieben wird, gibt es auch in München eine Flächenarmut. Im Zentrum von München eine Brachfläche zu finden, auf der Urban Gardening stattfinden kann, gestaltet sich schwierig, zumal die Verdichtung immer mehr voranschreitet. Herr A sieht in München den Vorteil der Krautgärten, die nicht zentral, sondern vielmehr am Stadtrand gelegen sind. Diese Flächen haben weniger Flächendruck als die Flächen im Zentrum. Alle diese Flächen sind in nahezu jeder Stadt Zwischennutzungsflächen und nur zeitweise für das urbane Gärtnern vorgesehen.

Ein weiteres Problem liegt in der Bodenbeschaffenheit, denn viele Böden sind ungeeignet oder kontaminiert und deswegen nicht für den Anbau und Gemüse oder anderer Pflanzen geeignet. Allerdings lässt sich diese Angelegenheit in allen Städten und speziell auch in München mit Hochbeeten lösen.

Die Entwicklung des Urban Gardening in Zukunft könnte demnach in jeder verdichteten Stadt problematisch werden aufgrund der vorliegenden Nachfrage nach den wenigen freiliegenden Flächen. Die Hoffnung scheint derzeit in München auf dem Projekt der Dachbegrünung zu liegen, was momentan noch konzipiert und von der Stadt gefördert wird.

Die Forschungsfrage nach den Gründen des Trends, der Trendentwicklung und die Frage, ob die jeweiligen Gärtner_innen gedankliche Zukunftsvorstellungen bei der Tätigkeit haben, lassen sich ebenso von der qualitativen Befragung beantworten, deren Ergebnisse sich dazu theorieanlehnd gestalten. Es ist deutlich zu erkennen, dass vor allem der Drang, in der freien Natur aktiv zu sein, ohne Wert und Druck einen wesentlichen Aspekt darstellt. Ebenso scheint es den Bürger_innen der verdichteten Großstädte und so auch in München wichtig zu sein, bei der Gestaltung der Stadt mitzuwirken. Sie sehnen sich nach grünen Flächen und schätzen verstärkt die Frische und die genaue Herkunft der Lebensmittel. Diese Veränderung könnte den Lebensmittelskandalen geschuldet sein, welche die Verbraucher verunsichert haben könnten, wie auch Meyer-Rebentisch (2013 S.86) in Kapitel 5 feststellt oder Vinz (2008, S.43), die die Entsaisonalisierung kritisiert.

Ebenso werden vermehrt junge Menschen gezählt, die an den Projekten teilnehmen, von denen vereinzelt politisches und bewusstes Denken vermutet werden kann, auch wenn dies eher die Ausnahme zu sein scheint. Diese Menschen könnten ein Grund für die Trendwelle sein. Sie motivieren andere und aktivieren offensiv neue Leute. Baier (2013, S.319) in Kapitel 5, wie auch Frau E bezeichnen diese Teilnehmer als politisch und „hipp“ (Interview vom 18.05.2016). Diese Einstellungen sind allerdings wieder von den jeweiligen Gartenformen abhängig und nicht die Regel. Die Tendenz der Entwicklung des Trends für Urban Gardening wird von der Literatur und von den Interviewten positiv prognostiziert, auch wenn kritische

Stimmen dies als Modeerscheinung wahrnehmen, die nicht auf Dauer bestehen bleibt. Es bestehen Probleme, die den Trend hemmen könnten, nämlich das Wachstum der Stadt München und der anderen Großstädte Deutschlands. Gleichzeitig wird das Bedürfnis nach Grünflächen und Orten zur Selbstverwirklichung vermutlich steigen (vgl. Kap.5,7)

Die Visionen der Teilnehmer_innen werden von den führenden Forschern und Befragten gleich eingeschätzt. Die Stadt München verfolgt das Zukunftsbild, die Regionalität zu fördern (s.o.) und die Marke „Münchner Grüngürtel“ zu entwickeln.

Diese Aussagen von Kapitel 5 und 7 verdeutlichen, dass vor allem der stadtgeographische Aspekt der Stadtgestaltung und die Inbesitznahme seiner/ihrer Stadt durch ihre Bürger_innen im Vordergrund stehen und die am häufigsten genannte Vision und Zukunftsvorstellung darstellt. Den Bürger_innen geht es meist weniger darum, gesundes Gemüse anzubauen und sich regional zu ernähren. Vielmehr geht es um den Freiheitsgedanken und den Naturgedanken, der durch die Verdichtung Münchens immer weniger ausgelebt werden kann. Weniger die Einstellung, sein Gemüse selbst zu ernten und die Sorge um das Klima scheinen für die Zukunftsvorstellung der Bürger_innen eine Rolle zu spielen. Frau H zum Beispiel konnte keine Vision nennen, denn ihr macht das Gärtnern lediglich Spaß (vgl. Kap.5,7).

Diese Zukunftsvorstellungen könnten demnach ausschlaggebend für den Trend sein. Jeder wünscht sich eine grünere Stadt und mehr selbstbestimmte Beschäftigung. Generell wird ein positiver Trend vermutet, der laut von der Haide (2014, S.5) noch mehr Formen des Urban Gardening entstehen lassen wird (vgl. Kap.4).

In München schätzen die Befragten die Tendenz der Trendentwicklung positiv ein, allerdings sehen sie die Wohnungsbaupolitik der Stadt und die fehlenden ausgewiesenen Flächen als Problem. Vermutet wird deshalb ein eher stagnierender Trend zum Urban Gardening, auch aufgrund der Naherholungsmöglichkeiten unweit der Stadtgrenze Münchens, denn dies war schon in der Geschichte der Stadt ein Grund für die eher langsame Ausbreitung der Gartenbewegung. Der Trend des Urban Gardening wird zwar in der Theorie generell positiv eingeschätzt, allerdings ist dies ortsabhängig. Frau E vermutet eine positivere Tendenz im Westen Deutschlands, denn dort herrscht generell eine andere Garteneinstellung als in München. Die Theorie zeigt ebenfalls unterschiedliche Trendentwicklungen auf. Somit könnte man dadurch eine Trendabhängigkeit je nach Erholungsmöglichkeiten im Umland und womöglich der politischen Einstellung und Förderung der Stadt bezüglich Urban Gardening vermuten. Auch die Einstellung der Bürger_innen (vgl. Kap.7) diesbezüglich könnte demnach von Bedeutung sein.

Reflektiert man nun die Forschungsergebnisse in Hinblick auf die qualitative Befragung und der Recherche aus der Literatur, so lässt sich feststellen, dass Motivationen, Gründe und Visionen der Teilnehmer_innen an Urban Gardening ähnlich sind. Dabei ist es unwesentlich, in welcher Stadt man urbanen Gärten angehört. Die Münchner Gärtner_innen scheinen ähnliche Zukunftsbilder und Visionen zu haben wie die Gärtner_innen aus Berlin oder anderen Großstädten. Sie wollen der verdichteten Stadt entfliehen, eigene Flächen besitzen und bei der Gestaltung ihrer Stadt mitwirken. Dabei geht es weniger um Protest, vielmehr um Möglichkeiten, sich Orte zu schaffen, an denen man sich erholen, selbstverwirklichen oder einer selbstbestimmten Arbeit in der Natur nachgehen kann.

Die Vermutung, dass der Trend des Gärtnerns und die Wichtigkeit von regionalen Produkten vor allem mit der Zunahme von Lebensmittelskandalen oder Lebensmittelunverträglichkeiten zusammenhängen, konnte nicht direkt nachgewiesen werden. Sicherlich spielt die Eigenproduktion von Lebensmitteln bei den billigen Supermarktpreisen keine tragende Rolle mehr. Der Anbau eigener Lebensmittel ist wohl nur dann attraktiv, wenn man den Aufwand des Anbaus mit den Preisen ehrlich produzierter Bioprodukte vergleicht. Deshalb scheint ein Zusammenhang des Gärtnerns mit einem bewussten Konsumverhalten eine *kleine Theorie* zu sein, die noch weiter erforscht werden könnte. Ebenfalls ist der in Kapitel 8 bereits erläuterte Zusammenhang zwischen dem Elternhaus am Land und dem Aufwachsen als Stadtkind in Bezug auf die Gartenliebe eine weitere *Hypothese*, die in Zukunft noch näher beleuchtet werden könnte.

München als Urban Gardening-Stadt hat durchaus Zukunftspotenzial, allerdings stellt die Zunahme der Bevölkerung dabei ein wesentliches Problem dar. Mit den Krautgärten scheint eine Lösung gefunden worden zu sein, da sie dem Flächendruck der Stadt nicht derart ausgeliefert zu sein scheinen.

Nicht zuletzt in Zeiten der Flüchtlingskrise können solche Gartenprojekte, deren Ziel nicht zuletzt Integration ist, eine gute Lösung zur Eingliederung der Neubürger_innen sein. Das soziale Stadtklima wird dadurch ganz wesentlich positiv beeinflusst.

Auch auf das Stadtklima im ökologischen Sinne wirken sich urbane Gärten vermutlich günstig aus – zum einen durch die luftverbessernden Einflüsse von Grünzonen – zum anderen durch Reduzierung der Transportwege aufgrund von selbsterzeugten Lebensmitteln.

Städte und Bewohner_innen gleichermaßen können daher von urbanen Gärten profitieren. Selbst wenn sich, laut der Aussage einer Befragten, Stadtverwaltungen und Einwohner_innen Berlins und Münchens in ihrer Einstellung unterscheiden – ein Prinzessinnengarten hätte in solch einem Ausmaß in München keine Chance, weil hier alles schön gepflegt sein muss und es keine unordentliche Bereiche geben darf – so sind die Münchner Gärten eine Bereicherung für die verschiedenen sozialen Schichten und die nachhaltige Stadtentwicklung.

Verzerrungen bei den Interviews wurden kaum festgestellt. Alle Interviewpartner gingen mit dem Aufnahmegerät vertraut um und störten sich nicht daran. Lediglich die Gruppendiskussion im Kleingarten könnte dazu geführt haben, dass die Meinung der einen Gesprächspartnerin die der anderen beeinflusst haben könnte. Dies wäre allerdings der Interviewsituation zuzuschreiben.

10. Ausblick

Da viele Menschen das Grundbedürfnis haben, im Grünen leben und arbeiten zu können, werden Großstädte wie München zukünftig aufgrund der weiter voranschreitenden Versiegelung von Stadtflächen nicht umhin kommen, Oasenplätze wie urbane Gärten zu schaffen.

Dabei bieten sich Dachflächen auf großen Flachbauten und nicht zuletzt Einhausungen von großen Straßen an, wie das Beispiel des Petuelparks über dem Mittleren Ring zeigt. Eisenbahnanlagen zu überdachen wäre ebenfalls denkbar, um dabei Grünanlagen zu schaffen bei gleichzeitiger Lärmreduzierung.

Auch um den Ängsten vieler Menschen vor Auswirkungen der Globalisierung zu begegnen, können urbane Gärten Möglichkeiten bieten, individuell zu arbeiten und beispielsweise Lebensmittel nach selbstbestimmten Qualitätsstandards zu erzeugen.

In unserer komplex gewordenen Welt werden immer mehr Zuwanderer in die Großstädte integriert werden müssen. Dafür ist Urban Gardening bestens geeignet.

Aus diesen Gründen sind Stadtverwaltungen und Politiker bestens beraten, wenn sie urbanes Gärtnern fördern und ausweiten. Davon profitieren Städte und Bürger_innen gleichermaßen.

11. Literaturverzeichnis

Appel, Ilka; Grebe, Christine; Spitthöver, Maria (2011): Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten. Kassel.

Baier, Andrea (2013): Zur Renaissance des Selbermachens – eine neue Form von Substistenzorientierung? In: Netzwerk Vorsorgende Wirtschaften (Hrsg.) (2013): Wege vorsorgenden Wirtschaftens. Weimar bei Marburg. S.309-327.

Baier, Andrea; Müller, Christa; Weber, Karin (2007): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München.

Beschluss des Ausschusses für Stadtplanung und Bauordnung vom 29.01.2014, S.1-60.

Beschluss des Ausschusses für Stadtplanung und Bauordnung vom 15.04.2015, S.1-37.

Borgstedt, Silke (2011): Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Müller, Christa (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Städte. München.

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Bauer, Ullrich; Bittlingmayer, Uwe H.; Scherr, Albert (Hrsg.) (2012): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden.

Bürgerstiftung München (Hrsg.) (2016a): Urbane Gärten München.

URL: <http://urbane-gaerten-muenchen.de/gaerten/gemeinschaftsgaerten/> (Stand: 17.06.2016).

Bürgerstiftung München (Hrsg.) (2016b): Urbane Gärten München.

URL: <http://urbane-gaerten-muenchen.de/gaerten/krautgaerten/> (Stand: 17.06.2016).

Bürgerstiftung München (Hrsg.) (2016c): Urbane Gärten München.

URL: <http://urbane-gaerten-muenchen.de/gaerten/kleingaerten/> (Stand: 17.06.2016).

Bürgerstiftung München (Hrsg.) (2016d): Urbane Gärten München.

URL: <http://urbane-gaerten-muenchen.de/gaerten/gemeinschaftsgaerten/generationengarten-im-petuelpark/> Stand: 17.06.2016.

Certomà, Chiara (2011): Critical urban gardening as a post-environmentalist practice. In: Local Environment, No.0, 11/2011, 1-11.

Diekmann, Andreas (2013): Empirische Sozialforschung. Hamburg.

Dr. Dresing & Pehl GmbH (2016): f4 & f5transcript.
URL: <https://www.audiotranskription.de/f4.htm> (Stand: 22.06.2016).

Frankfurter Allgemeine GmbH (Hrsg.) (2001-2016): Ochs, Birgit (2013): Urban Gardening-Des Großstadtmenschen Garten.

URL: <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/immobilien/urban-gardening-des-grossstadtmenschen-garten-12204938.html> (Stand:08.06.2016).

Farkas Reinhard: Zur Geschichte der Gartenbewegung im deutschsprachigen Raum. In: Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.). 23/99. Laufen. S.133-143.

Friebe, Holm (2011): Anders denken, Anders leben: Selbermachen! In: Oya Stehr, Nico (2007): Die Moralisierung der Märkte, Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt am Main.

Gehrke, Janna: Urban Gardening: Wie die Gärten in die Stadt zurückkehren. In: Nabu-Bundesverband, 10/2012. Berlin. S.1-5.

Groß Melanie (2016): Und Plötzlich gärtnern alle. Theoretische, konzeptionelle und methodische Perspektiven und Gardening und Commons in der Jugendarbeit. München.

Handelsblatt GmbH (Hrsg.) (2016): Urban Gardening-Deutschlands neuer Gartentrend.

URL: <http://www.handelsblatt.com/unternehmen/handel-konsumgueter/urban-gardening-deutschlands-neuer-garten-trend/13523156.html> (Stand: 08.06.2016).

Heineberg, Heinz (2001): Grundriss Allgemeine Geographie: Stadtgeographie. Paderborn.

Karge, Toni (2015): Neue urbane Landwirtschaft: Eine theoretische Verortung und Akteursanalyse der Initiative Himmelbett im Berliner Wedding. Berlin.

Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden.

Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim, Basel.

Landeshauptstadt München (Hrsg.)(2016 a): Bevölkerung.
URL: <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadinfos/Statistik/Bev-lkerung.html> (Stand: 31.05.2016).

Landeshauptstadt München (Hrsg.)(2016 b): München in Zahlen.
URL: <http://www.muenchen.de/sehenswuerdigkeiten/muenchen-in-zahlen.html> (Stand: 30.05.2016).

Landeshauptstadt München (Hrsg.): Die Münchner Krautgärten.Selbsternte für jedermann. Informationsmaterial 2014.

Leidenfrost, Jana; Sachs, Andreas (2013): Natürlich mehr leisten: von Sportlern lernen-als Führungskraft erfolgreich sein, gesund bleiben. Heidelberg.

Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken.Weinheim. Basel.

Meyer-Rebentisch, Karen (2013): Das ist Urban Gardening! Die neuen Stadtgärtner und ihre kreativen Projekte. München.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2002): Von der Kleinbäuerin zur Kleingärtnerin – Der Nutzgarten in der Hauswirtschaft in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. In: Hubental, Heidrun; Spitthöver, Maria (Hrsg.): Frauen in der Geschichte der Gartenkultur. Band 1. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung Landschaftsplanung. Universität Kassel. Nr.149, S.43-64.

Mittelstraß, Katharina; Heß, Jürgen (2005): GemüseSelbstErnte auf der Hessischen Staatsdomäne Frankenhausen – Garten für Städter! In: Patzer, Ulrich (Hrsg.): Stadt und Grün. 54. Jahrgang. Berlin.

Müller, Christa (2011) (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Städte. München.

Petrow, Constanze A. (2012): Städtischer Freiraum. In: Eckardt, Frank (Hrsg.) (2013): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden.

Prinz, Michael (2012): Der Sozialstaat hinter dem Haus. Wirtschaftliche Zukunftserwartungen, Selbstversorgung und regionale Vorbilder: Westfalen und Südwestdeutschland 1920-1960. Schöning. Paderborn.

Rasper, Martin (2012): Vom Gärtnern in der Stadt. Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt. München.

Ritsert, Jürgen (1975): Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Ein Versuch über kritische Sozialforschung. Frankfurt.

Rosol, Marit (2006): Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Berlin.

Scheve, Jan (2013): Ort, Raum und Vergemeinschaftung in einem urbanen Gartenprojekt auf dem Tempelhofer Feld in Berlin. In: Universität Bremen (Hrsg.). Artec Forschungszentrum Nachhaltigkeit. artec-paper, Nr.202.

Tschofen, Bernhard (2008): Regionale Küche. Theoretische Blicke auf eine reflexionsbedürftige Praxis. In: Journal culinaire. Nr. 6/2008. S. 94–98.

Verbi GmbH (Hrsg.): MAXQDA The Art of Data Analyses.

URL: <http://www.maxqda.de> (Stand: 29.05.2016).

Verlag Nürnberger Presse Druckhaus Nürnberg GmbH & Co. KG (Hrsg.) (2016): Gerhard Lauchs: Lust am eigenen Fleckchen Grün. Klein- und Schrebergärten sind wieder schwer im Trend. Nürnberg. Nummer 119. 26.05.2016.

Vinz, Dagmar (2008): Enträumlichung und Entzeitlichung der Ernährung als Herausforderung an eine nachhaltige Entwicklung. In: Kurswechsel, 3/2008, 39-49.

Von der Haide, Ella (2014): Die neuen Gartenstädte. Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten und Urban Gardening in Stadt und Freiraumplanung. Internationale Best Practice Beispiele für kommunale Strategien im Umgang mit urbanen Gärten. Münchner Stiftungsinitiative für Urbanes Gärtnern (Hrsg.). München.

Wegmann, Christoph (2015): Regionalität von Lebensmitteln aus Marketingsicht. In: Journal für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit. Bundesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit (Hrsg.). Hamburg. S.57-63.

Weiss, Walpurga (2007): Regionalität und regionale Lebensmittel. In: Brunner, Karl-Michael; Geyer, Sonja; Jelenko, Marie; Weiss, Walpurga; Astleithner: Ernährungsalltag im Wandel: Chancen für Nachhaltigkeit. Wien. S.187-195.

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co.KG (2016): Schieritz, Mark: Ach, du dicke Milch! 23. Ausgabe. Hamburg.

12. Anhang